

Mario Hackel

# LESEPROBE

**NEW!**  
Silvester 2025

Runland 1

# Gefährten des Dunkels

Eine Geschichte aus Eristria

FANTASY



**LESEPROBE**



# GEFÄHRTEN DES DUNKELS

EINE GESCHICHTE AUS ERISTRIA

RUNLAND

BUCH EINS

MARIO HACKEL



**LESEPROBE**  
**Nicht zur Weitergabe!**

Dieses Buch darf weder vollständig noch in Auszügen, in keiner Form und durch kein Mittel, weder elektronisch noch mechanisch Fotokopieren, Aufzeichnung etc. oder jegliches andere bereits vorhandene oder auch zukünftige System) vervielfältigt werden ohne die vorherige schriftliche Erlaubnis durch den Autor.

LESEPROBE  
Copyright © 2025 Mario Hackel  
Alle Rechte vorbehalten.

[www.schreibkram.net](http://www.schreibkram.net)  
Kontakt: [mario@schreibkram.net](mailto:mario@schreibkram.net)

# INHALT

Prolog	I
Kapitel 1	15
<i>Wohin der Schatten fällt</i>	
PALINEAS Reihe	57
ERISTRIA Bücher	59





# PROLOG

*»Wenn die Schatten im Feuer wandeln, erhebt sich die Nacht selbst gegen  
die Lebenden.«*

*– Fragmente der Wëldhra-Schriften*

Die Wüste verzieh nichts. Wer hier lebte, tat es aus Zwang. Wer hier wachte, aus Pflicht. Und wer hier starb, verschwand spurlos im Sand. Kein Grab, kein Gedenken – nur der Wind, der die letzten Spuren forttrug.

Für Fremde war sie ein Abgrund aus Staub und Hitze. Für die Soldaten von Lamerth ein endloses Bollwerk, das sie Tag und Nacht bewachen mussten – zwischen ihnen und der Dunkelheit, die jenseits der Grenzen lauerte.

Und so begann auch diese Nacht.

Sand. Endloser Sand. Wohin er blickte: nichts als Wüste. Tagsüber blendend hell, als hätte jemand Mehl über das Land gestreut. Nachts dagegen schwer, kaum zu unterscheiden von gewöhnlicher Erde. Doch jetzt, im Zwielficht, wirkte die Einöde beinahe freundlich – freundlicher jedenfalls als das gnadenlose Brennen der Sonne.



## PROLOG

Ravien war froh, diesmal die Nachtwache erwischt zu haben. Aber froh bedeutete nicht entspannt. Die Stunden krochen dahin. Schritte im Sand. Das Gewicht der Rüstung auf seinen Schultern. Das monotone Knirschen bei jedem Tritt. Kein Pilger, kein Händler, nicht einmal ein verirrtes Tier – die Straße nach Habron lag still. Zu still.

Zwischen Lamerth und Habron brodelte es seit Jahren. Deshalb kam hier kaum jemand vorbei. Ein ruhiger Posten also. Ruhig, sicher – zumindest offiziell. Genau deswegen hatte Ravien sich freiwillig gemeldet. Hier gab es keinen offenen Kampf, keine endlosen Gefechte im Norden. Keine Blutmenschen, die einem mit Speeren und schwarzer Magie den Schädel einschlagen wollten – Wesen, die aussahen wie Menschen, aber zu viel Blut tranken, zu viel davon rochen.

Und doch wusste er, dass die Gefahr niemals fern war. Die Horden aus Zimeria fielen immer wieder in Lamerth ein – wild, unberechenbar. Valast, die Hauptstadt, verlor längst die Kontrolle über die Barbaren im Nordwesten. Früher oder später würden sie das Grenzland aufgeben. Und bis dahin blieben die Überfälle.

Selten tödlich für die gut ausgebildeten Soldaten des Lamerth. Aber manchmal, ganz selten, reichte es. Ein Posten ausgelöscht. Ein Dutzend Männer, verschwunden im Sand. Selbst mit einem Magier an ihrer Seite konnte es geschehen.

Ravien schob den Gedanken weg, richtete den Blick wieder in die Wüste. Die Stille war vollkommen. Zu vollkommen. Er lauschte – und fragte sich, ob genau diese Nacht eine jener Nächte sein würde.

Er war erst seit zwei Tagen hier stationiert – und bisher war nichts geschehen. Rein gar nichts. Die Langeweile hatte er genutzt, um seine Kameraden besser kennenzulernen: zehn Soldaten, ein Magier. Mehr brauchte es nicht, um diesen Posten zu halten.

»Ravien!«

Die Stimme des Kommandanten zerschnitt die Stille.

»Ja, Sir?«

»Ihr seid dran. Rauf auf den Turm. Schickt Lucan runter.«

Ravien bestätigte knapp und machte sich auf den Weg. Die Holzstufen knarrten unter seinem Gewicht. Oben wartete Lucan, sichtlich erleichtert, abgelöst zu werden.

»Viel Spaß da oben«, meinte er mit einem müden Grinsen. »Und schlaf nicht ein.«

Ravien brummte nur, übernahm den Bogen und trat hinaus.

Der Wind war hier oben kühler, trug Staub und den Geruch von trockenem Holz mit sich. Vor ihm lag die endlose Dunkelheit der Wüste – eine einzige schwarze Fläche, die am Horizont mit dem Himmel verschmolz. Kein Laut, außer dem Flattern einer losen Fahne und dem rhythmischen Knarren des Turms.

Allein auf der Plattform fühlte er sich plötzlich klein. Er zog den Kragen höher, spähte in die Schwärze. Nichts rührte sich draußen – und doch meinte er, einen Augenblick lang eine Bewegung wahrzunehmen, weit draußen im Sand. Nur ein Schatten? Er wusste es nicht. Aber das Gefühl, beobachtet zu werden, blieb.

Die Minuten zogen dahin. Ravien starrte in die Dunkelheit, kämpfte gegen die Müdigkeit. Einschlafen während der Wache – undenkbar, ein schweres Vergehen. Gerade fragte er sich, wie er die Augen offenhalten sollte, da flackerte in der Ferne ein Licht auf.

Kaum hundert Meter entfernt. Und es wurde rasch heller.

Bevor er begriff, was da auf ihn zu raste, schlug der Feuerball schon ein. Schwarze Adern flackerten im Kern der Flamme, die den Wachturm erzittern ließ. Ravien wurde von den Beinen gerissen, krachte hart gegen das

## PROLOG

Holz. Der Turm ächzte unter der Wucht, begann zu schwanken.

»Angriff!« brüllte er, rappelte sich hoch, riss den Langbogen hoch. Mit zusammengekniffenen Augen suchte er die Dunkelheit ab. Dort! Wieder dieses unheilvolle Glühen. Er spannte, zielte, ließ die Sehne los. Der Pfeil verschwand in der Finsternis – doch im selben Moment kam der nächste Feuerball heran.

Das Geschoss zerschmetterte die Plattform. Ravien spürte, wie der Boden unter ihm wegsackte. Er stolperte zur Leiter, klammerte sich fest und kletterte hastig hinab. Zu spät. Die Standbeine gaben nach, das Holz splitterte.

Die Leiter stürzte nach hinten. Ravien fiel, drei Meter tief, schlug im Sand auf. Der Aufprall raubte ihm den Atem, ein stechender Schmerz durchzog seine Rippen. Benommen blieb er liegen, während Splitter und Funken auf ihn herab rieselten, Sand in seinen Mund rieselte.

Verschwommen sah er den Rest des Turms im Feuersturm zerbersten. Stimmen hallten durcheinander, Schreie mischten sich in die Befehle des Kommandanten, alles zerfiel im Chaos.

Plötzlich beugte sich ein vertrautes Gesicht über ihn.

»Ravien!« Lucan packte ihn an der Schulter, riss ihn halb hoch. Staub rieselte von seiner Rüstung.

»Alles in Ordnung? Was hast du gesehen?«

Lucans Gesicht verschwamm kurz vor seinen Augen. Ravien nickte, keuchte:

»Feuerball.«

Sein Herz raste noch, als er sich mit Lucan zu den anderen durchkämpfte. Der Schädel dröhnte, der Sand unter seinen Stiefeln schwankte, als würde der Boden selbst atmen. Er war gestürzt, gefallen – aber er lebte. Und sein Bogen auch. Mehr Glück, als er verdiente.

Seit dem zweiten Einschlag lag eine gespenstische Stille

über dem Posten. Zu still. Jeder Atemzug wirkte zu laut, jeder Schritt zu schwer. Die Männer stellten sich nebeneinander auf, die Waffen krampfhaft umklammert. Niemand sprach. Kein Husten, kein Fluch. Nur das Knirschen des Sands.

Der Kommandant deutete ihm, zurückzugehen. Ravien gehorchte sofort, fiel in die zweite Reihe zurück, hinter Lucan. Dankbar – und beschämt zugleich. Er wollte nicht in der ersten Linie stehen, nicht den nächsten Feuerball frontal erwarten. Ein bitterer Gedanke, aber er war da. Und er machte ihn nicht weniger zum Soldaten.

Er sah sich um, suchte Halt in der Ordnung. Links und rechts die Bogenschützen auf den verbliebenen Türmen, Pfeile halb gespannt, die Augen starr ins Dunkel gerichtet. Auch sie mussten dieselbe Angst spüren wie er. Dieses Warten. Dieses lähmende Gefühl, dass dort draußen etwas lauerte, bereit zuzuschlagen.

Und Ravien fragte sich, ob sie vorbereitet waren – oder ob er in dieser Nacht hier sterben würde.

Die Zeit nach dem ersten Angriff zog sich wie eine Ewigkeit. Dann – plötzlich – zerrissen drei Gestalten die Dunkelheit. Schatten und Feuer. Mit Klingen, die glühten, als wären sie aus Höllenglut geschmiedet. Augen, rot wie brennende Kohlen.

Die Wesen stürzten sich auf die Soldaten. Zwei Männer rissen rechtzeitig die Schilde hoch, Funken stoben, als die Klingen daran abprallten. Lucan aber war zu langsam.

Ein Hieb traf ihn. Die Wucht schleuderte ihn zurück. Er taumelte – dann bohrten sich die Klingen tief in seinen Bauch und ragten am Rücken wieder hervor. Einen Herzschlag lang stand er noch da, wie eingefroren. Ravien fühlte, wie sich sein Magen krampfte, wie er die Luft anhielt.

Dann kippte Lucan stumm nach hinten und blieb liegen.

Ravien starrte auf die Kerben im Metall, die der erste

## PROLOG

Schlag hinterlassen hatte. Die Rüstung hatte standgehalten – doch gegen den Stich war sie machtlos gewesen.

Das Wesen wandte sich ihm zu. Augen wie glühende Kohlen. Dann stürmte es los. Ravien riss den Bogen hoch, schoss. Der Pfeil zischte, zerplatzte – als hätte er nur Rauch getroffen. Ein Herzschlag später löste sich der Angreifer in schwarzem Dunst auf und tauchte direkt vor ihm wieder auf.

Zu nah. Keine Deckung. Kein Schild.

Er hob den Bogen, versuchte den Schlag abzufangen. Holz splitterte in seinen Händen, der Hieb traf ihn voll. Schmerz brannte über seine Seite, er taumelte. Noch ein Treffer – und er würde enden wie Lucan.

Also ließ er sich fallen. Einfach nach hinten. Die Klingen fuhren ins Leere, die Kreatur stolperte über ihn hinweg.

Ravien trat zu, mit aller Kraft gegen das, was wie ein Gesicht aussah. Die Gestalt wankte. Hastig riss er das Schwert aus der Scheide, hieb nach dem Bein mit den rot glimmenden Adern. Ein Treffer, davon war er überzeugt. Doch er spürte nichts. Kein Widerstand. Nur gährende Leere.

Ein Fluch brannte ihm auf der Zunge. Er hob die Klinge erneut, aber tief in sich wusste er: Den nächsten Hieb würde er nicht überleben.

Das Wesen stand über ihm. Und jetzt sah Ravien es klarer: Die Waffen waren keine Waffen. Sie wuchsen aus den Armen selbst, als hätte Fleisch Metall geboren. Die Schneiden pulsierten, tropften mit einer schwarzen Glut.

Ravien lag auf dem Rücken, das Schwert in der Hand, das Schild außer Reichweite. Sein Herz raste. Ein einziger Gedanke hämmerte in seinem Kopf: Vielleicht war das hier ein Fehler. Mein größter.

Er schloss die Augen, holte zum letzten Schlag aus – und stach zu. Die Klinge glitt ihm aus den Fingern. Der Stoß verpuffte im Nichts.

Ein Schrei, schrill und unmenschlich. Ravien riss die Augen auf. Das Wesen über ihm zuckte zurück, zerfetzt von gleißenden Lichtkugeln, die sich wie Funken in sein Fleisch fraßen. Jeder Treffer riss ein weiteres Stück aus dem Körper, bis er zerfiel.

Der Magier. Der Name wollte ihm nicht einfallen – egal. Er war da. Und er hatte eine Waffe gegen diese Dinger.

Ravien sog gierig Luft in seine Lungen, während das Wesen in einer Wolke aus Rauch zerbarst. Zurück blieb nur ein schwarzes Skelett, das krachend in sich zusammenfiel. Staub legte sich wie Asche über ihn, brannte in Nase und Augen.

Benommen blieb er liegen, blinzelte gegen das Flackern der Flammen. Ein paar Schritte entfernt sah er den Magier, wie er das letzte Schattenwesen mit einem Hagel aus Licht durchbohrte. Es zerplatzte – und die Nacht fiel zurück in Stille.

»Schattenbluter«, sagte der Magier, seine Stimme rau. »Schwarze Magie in Gestalt. Nur Licht zerreißt sie.«

»Deswegen der Name«, murmelte der Kommandant. Er war einer der wenigen Glücklichen, die noch standen.

Die beiden redeten weiter, während Ravien sich mühsam hochrappelte. Seine Beine zitterten, sein Kopf dröhnte. Er versuchte zu begreifen, was geschehen war.

Von zehn Soldaten lagen sechs tot im Sand. Außer ihm und dem Kommandanten hatten nur die beiden Bogenschützen überlebt. Zusammen mit dem Magier waren sie fünf. Fünf – von elf.

Er starrte auf die Leichen am Boden, auf verbrannte Rüstungen, auf Schilde, die nur noch verkohlte Splitter waren. Der Rauch kratzte in seiner Kehle. Und er fragte sich, wie lange fünf Männer gegen das, was dort draußen lauerte, bestehen konnten.

Sein Blick blieb an Lucan hängen. Der hatte fast noch

## PROLOG

Glück gehabt. Einer der Männer, die den ersten Hieb mit dem Schild abgewehrt hatten, war schlimmer zugerichtet. Ravien sah den abgetrennten Arm – noch immer umklammerte er das Schild –, kaum einen Meter vom Körper entfernt. Das Gesicht zerschmettert, die Kehle aufgeschlitzt, die starren Augen zum Himmel gerichtet.

Auch die anderen Gefallenen boten kein milderes Bild. Aufgeschlitzte Gesichter, gespaltene Brustpanzer, Körper, die aufgerissen dalagen, als hätte die Dunkelheit selbst sie verschlungen. Blut und schwarzer Staub zogen sich wie ein Teppich durch die brennenden Reste.

Ravien würgte, der Magen drehte sich, seine Kehle brannte. Der Gestank von verbranntem Fleisch mischte sich mit dem Eisen des Bluts. Ihm wurde schwindlig.

Seit dem ersten Feuerball waren nur Augenblicke vergangen. Doch es fühlte sich an, als lägen Jahre zwischen der stillen Wache von eben und dem Massaker jetzt.

Eben noch ein sicherer Posten. Jetzt – nur noch die Hälfte seiner Kameraden am Leben. Genau das hatte Ravien vermeiden wollen, als er hierher kam. Doch es half nichts. Er musste sich fügen. Mit zitternden Fingern griff er nach einem Schild, hob das Schwert auf. Bereit.

»Zweite Runde!« brüllte der Kommandant. Seine Stimme peitschte über das Schlachtfeld, trotzig, fast wie Hohn – und doch hörte Ravien die Verzweiflung darin.

Er folgte dem Fingerzeig. Oben am Nachthimmel schwebte eine neue Kugel aus Feuer und Schatten.

Sie stürzte herab.

Der Einschlag riss den zweiten Wachturm auseinander. Anders als bei Raviens Turm traf der Feuerball direkt die Plattform. Der Bogenschütze oben hatte keine Chance.

Ein Schrei – kurz, erstickt – dann war er schon von den Flammen verschlungen. Sein Körper wurde weggeschleudert, schlug brennend im Sand auf. Dumpf.



Er rührte sich nicht mehr. Das Feuer fraß ihn auf, schneller, als irgendjemand helfen konnte. Schwarze Magie sengte Fleisch und Knochen, bis nur ein verkohltes Skelett blieb. Teile der Rüstung glühten noch auf, erloschen und zerfielen dann schwarz und stumpf im Sand. Der Gestank von verbranntem Fleisch biss Ravien in die Nase, ließ ihn würgen.

Der letzte Bogenschütze begann sofort den Abstieg. Kein Moment zu früh – sein Turm ging im nächsten Herzschlag in Flammen auf.

Weitere Schattenbluter tauchten aus der Dunkelheit, doch diesmal war der Magier vorbereitet. Gleißende Lichtkugeln durchschlugen die Wesen, zerfetzten sie zu Rauch, noch bevor sie die Linie erreichten. Genau dafür stand an jedem Posten ein Magier. Doch Ravien sah, wie die Finger des Mannes zitterten, wie Schweiß glänzend über sein Gesicht rann.

Dann wurde es still. Wieder.

Das Warten schnürte Ravien die Kehle zu. Jeder Atemzug zu laut, jeder Herzschlag zu schwer. Und als es endlich vorbei war, wünschte er sich die Ruhe zurück.

Denn diesmal war es anders.

Keine huschenden Schattenwesen, die im Rauch zerfielen. Keine lautlosen Schlitze durch Rüstungen. Aus der Dunkelheit traten zwei Gestalten.

Die erste: groß, breit, Muskeln wie geschmiedete Seile. In der Hand eine Axt, so gewaltig, dass die Schwerter der Soldaten dagegen wie Kinderspielzeug wirkten. Jeder Schritt ließ das Eisen dumpf vibrieren.

Die zweite: hochgewachsen, schmal, die Bewegungen glatt und geschmeidig – fast elfisch. Augen, schwarz wie Obsidian, funkelten im Zwielflicht.

Ravien erstarrte. Elfen? Unmöglich. Sie griffen keine Menschenposten an. Doch dann erinnerte er sich. Die

## PROLOG

Weldhra. Elfen, deren Seelen der Dunkelheit verfallen waren.

Sekundenlang standen sich die beiden Gruppen gegenüber. Fünfzig Meter Abstand. Kein Laut, nur das Knacken der brennenden Türme.

Dann: ein Zischen.

Der letzte Bogenschütze verlor die Nerven. Er spannte, schoss. Der Pfeil bohrte sich in die Schulter des Hünen. Ein Brüllen folgte, tief und wütend, wie ein Donnerschlag.

Die Antwort kam sofort.

Die zweite Gestalt hob die Arme. Hände, dunkelrot glühend. Ein Herzschlag später brach die Hölle los.

Hunderte kleiner Schattenfeuerbälle schossen auf sie zu – ein Schwarm glühender Hornissen, der den Himmel verdunkelte.

»Schild hoch!« brüllte der Kommandant.

Ravien brauchte den Befehl nicht. Er riss sein Schild hoch, presste sich dahinter. Die Geschosse prasselten wie feuriger Hagel auf ihn ein. Jeder Einschlag ließ den Arm erzittern, Hitze flammte über Metall und Leder, der Gestank von verbranntem Holz mischte sich mit Rauch.

Aus dem Augenwinkel sah er den Schützen ohne Schild. Der Magier schleuderte hastig ein Flimmern um ihn, ein Netz aus Licht – doch es reichte nicht. Zu viele Geschosse. Die Schattenfeuer rissen ihn auseinander, Fleisch, Metall, Staub. Ein Schrei, abrupt, dann Stille.

Das Prasseln verstummte.

Ravien senkte vorsichtig das Schild. Vor ihnen setzte sich der Hüne in Bewegung, die Axt wie ein Turm aus Stahl in seiner Faust. Jeder Schritt ließ den Boden vibrieren.

Er kam näher. Immer schneller.

Dann sprang er – die Axt hoch über dem Kopf, ein Blitz aus schwarzem Eisen. Ravien wusste, sein Schild würde dem Schlag nicht standhalten.

Er hob es trotzdem.

Die Axt krachte herab – und stoppte. Kein Schmerz. Kein Splittern.

Vor ihm flackerte ein unsichtbarer Wall, eine Scheibe aus glühendem Licht. Die Axt prallte ab, der Schwung verpuffte. Der Magier hatte ihn ein zweites Mal bewahrt.

Da zerriss ein weiterer Feuerball die Nacht.

Der dunkle Zauberer hatte gezielt – und diesmal den Verteidiger getroffen. Der eigene Magier, erschöpft, ausgelaugt, wurde in zwei Hälften gerissen. Das Schutzschild zerbarst im selben Augenblick.

Der Weg war frei.

Ravien starrte in das vernarbte Gesicht des Hünen. Mit einem einzigen Ruck rammte der die Axt in sein Schild und riss sie ihm aus den Händen.

Ravien schlug halbherzig mit dem Schwert zu. Nutzlos. Der Hieb wurde mühelos pariert, dann krachte der Stiel der Axt in seine Brust.

Knacken. Schmerz.

Die Rippen brachen. Die Luft wich aus seinen Lungen. Er konnte nicht atmen. Der Schlag schleuderte ihn zurück in das glühende Gerippe seines Turms. Sein Kopf krachte gegen verkohltes Holz – Dunkelheit. Dann ein flackerndes Zurückkehren der Sinne.

»Bleibt noch einer«, knurrte der Hüne.

Ravien hob mühsam den Kopf. Der Koloss hatte sich abgewandt – auf den letzten Überlebenden zu. Den Kommandanten.

Und der stellte sich ihm entgegen.

Er kämpfte. Entschlossener, zäher als alle anderen zuvor. Der Hüne, gezeichnet von der Schulterwunde, musste seine Schläge korrigieren. Doch jeder Ausweichschritt kostete den Kommandanten Kraft.

## PROLOG

Am Rand, halb im Dunkel, stand die zweite Gestalt. Regungslos. Beobachtend.

Lange hielt er nicht durch.

Ein Axthieb, tief von oben – zu schnell, zu wuchtig. Der Kommandant wich nicht rechtzeitig zurück. Die Schneide fuhr durch sein Bein, als wäre es nichts als nasses Leder. Ein Schrei, gellend, zerriss die Nacht, dann brach er zusammen.

Das vernarbte Gesicht des Hünen verzog sich. Narben spannten sich über die Zähne, als er grinste.

Ravien wollte schreien, doch keine Luft kam aus seiner Kehle.

Der Hüne hob die Axt ein letztes Mal.

Doch die Axt fuhr nicht nieder.

Ein Laut – ein einziges, scharfes Wort, gesprochen in einer Sprache, die Ravien nicht verstand – durchschnitt die Nacht. Die Stimme kam von der zweiten Gestalt.

Die Weldhra.

Der Hüne hielt inne, die Axt noch erhoben. Sein Grinsen erlosch. Zögerlich senkte er die Waffe, als hätte das Wort ihm die Kraft genommen.

Die hochgewachsene Gestalt trat näher. Ihre Bewegungen waren geschmeidig, beinahe tänzerisch. Augen glühten in der Dunkelheit. Sie ging an dem Hünen vorbei, musterte den am Boden liegenden Kommandanten – und ließ ihn leben.

»Nicht er«, sagte sie leise. Die Stimme war klar, glatt, zu glatt, als würde sie über blanken Stahl gleiten. »Der Befehl lautet anders.«

Ravien spürte, wie seine Kehle trocken wurde. Der Kommandant lag blutend im Sand, halb bewusstlos. Doch die Weldhra wandte sich nicht an ihn. Sie hob langsam den Kopf – und sah Ravien direkt an.

Die Weldhra trat näher. Ihre Bewegungen waren so laut-

los, dass Ravien erst merkte, wie nah sie war, als ihr Schatten ihn berührte.

Sie sah ihn an. Lange. Augen wie schwarzer Obsidian, kalt und tief, ohne den Hauch von Mitleid.

Der Hüne hatte die Axt längst gesenkt, stand still wie ein Tier, das auf den Befehl seiner Herrin wartete.

Kein Wort, kein Laut. Nur dieser Blick, der Ravien das Blut gefrieren ließ – als hätte sie längst beschlossen, was mit ihm geschehen würde.



Das Gesicht des Dunklen blieb ausdruckslos. Nur die Augen glühten kurz rot auf, als das Schreien des Kommandanten im dumpfen Fall der Axt erstickte.

Er setzte einen Fuß vor den anderen. Langsam. Bedächtig. Dann löste sich seine Gestalt in Rauch und tauchte neben dem verstümmelten Körper wieder auf. Schattenwandeln. Über hundert Meter in einem Atemzug. Ein Wimpernschlag. Seine Diener konnten es ebenfalls – wenn auch nur über kürzere Distanzen.

Ein Blick auf die Überreste des Zauberers. Ein Rümpfen der Nase. Der Mann war nie eine Gefahr gewesen. Und doch hatte er die Barriere errichtet – die einzige Verteidigung, die er in seinem geschwächten Zustand nicht hätte durchbrechen können.

Der Hüne mochte glauben, er habe die Konzentration gebrochen. Ein Irrtum. Der Magier hatte selbst entschieden.

Flucht wäre nutzlos gewesen. Tage durch die Wüste. Tage ohne Wasser, ohne Ausrüstung. Ein langsames Sterben. Der Tod dagegen war schneller. Und wirksamer. Denn wenn ein Magier fiel, spürten es seine Lehrer in der Sturmefte sofort. Ein Alarmsignal. Weitreichend.

## PROLOG

Ein Nachteil. Und zugleich ein Werkzeug. Eines, das er zu nutzen wusste.

Ein letzter, verächtlicher Blick auf das blutige Häufchen, das einst ihr Wächter gewesen war. Dann wandte er sich den Trümmern des Turms zu.

Dort lag der Soldat. Noch am Leben. Knapp.

Mit einer beiläufigen Bewegung hob der Dunkle die Hand. Ravien löste sich aus den Ruinen, schwebte heran wie eine Puppe an unsichtbaren Fäden.

Die rechte Hand vor das Gesicht des Bewusstlosen. Schwarzer Rauch, durchzogen von Rot, quoll aus den Fingerspitzen. Dünne Stränge sickerten in Nase, Mund, Ohren, Augen. Jede Öffnung. Jede Wunde. Der Körper zuckte, bäumte sich auf – dann sackte er schlaff zu Boden.

Der Zauber war vollendet.

Der Dunkle betrachtete sein Werk. Ein erster Schritt. Ein Same, tief ins Fleisch und in die Seele gepflanzt. Die Seuche hatte begonnen. Bald würde er seine wahre Macht hier festigen. Und diesmal, schwor er, würde niemand sie brechen.

Ein Lächeln huschte über sein Gesicht. Kalt. Genügsam.

# KAPITEL I

## WOHIN DER SCHATTEN FÄLLT

*»Nicht durch Mauern fällt eine Stadt – sondern durch jene, die sie  
öffnen.«*

*– altes Sprichwort der Graswachter*

Gerand Falkenstieg lag regungslos auf dem Boden und hoffte übersehen zu werden. Schwere Stiefel mit Eisensohlen stampften an ihm vorbei und erschütterten die Erde; er presste seine Wange gegen den Boden. Atemlos lauschte er der donnernden Menge und versuchte, sich so klein wie möglich zu machen — eine Kunst, in der er eigentlich ein Meister war. Diesmal jedoch reichte es nicht.

Mit einem Knirschen landete ein Stiefel direkt vor seiner Nase und zerdrückte das trockene Unterholz. Gerand warf sich im letzten Moment zurück; eine gebogene Schwertklinge bohrte sich in den Boden, wo er eben noch gelegen hatte. Er stieß gegen ein knorriges Gebüsch, Dornen verfangen sich in seinem Umhang, während er verzweifelt versuchte, sich weiter wegzurollen.



»Keine Bewegung!«, knurrte eine heisere Stimme, und er erstarrte. Langsam hob er den Kopf und ließ den Blick die unangenehme Länge der Gestalt hinaufwandern: schwarze Stiefel, schwarze Hose, ein stumpfes, fleckiges Kettenhemd und ein dunkler Umhang — darüber das widerwärtige Gesicht eines Blutmenschen. Der Blutmensch zog sein Schwert aus dem Boden und brüllte der vorbeiziehenden Gruppe etwas zu. Sekunden später war Gerand von einem johlenden Ring aus Kreaturen umgeben, die viel zu erfreut über ihren Fund waren, als dass das etwas Gutes verheißen hätte. Grobe Hände packten ihn an den Schultern und rissen ihn unsanft auf die Beine; er taumelte und stand dem Blutmenschen gegenüber, der offenbar das Kommando hatte.

»Du versuchst doch nicht, dich vor uns zu verstecken, oder?«, sagte der Anführer mit verschlagenem Grinsen. »Man sollte doch gastfreundlich sein gegenüber Gästen aus fernen Ländern! Aber es gibt eine Möglichkeit, wie du diese Unhöflichkeit wiedergutmachen kannst ... auch wenn so ein mickriges Menschchen wie du wohl kaum genug für eine hungrige Meute ist!« Er lachte, schallend, und seine Anhänger fielen pflichtschuldig ins Gelächter mit ein.

Gerand schluckte. Hätte er doch nur irgendeine Waffe! Wenn er wenigstens seinen Dolch gehabt hätte, könnte er vielleicht ein oder zwei von ihnen erledigen, bevor sie ihn erwischten. Doch all seine Waffen lagen in der Höhle des Trolls — zurückgelassen, als er vor Tagen geflohen war. Mit bloßen Händen war er so wehrlos wie ein Kind.

»Ich sage, wir schneiden ihm gleich die Kehle durch!«, knurrte ein anderer Blutmensch und schwang ein langes, gebogenes Messer in der Luft, als würde er es schon schmecken. »In diesem Ding steckt genug Blut für einen guten Kessel!« Gierig drängte er sich durch die Menge, seine

Augen funkelten vor mörderischer Vorfreude. Gerand schauderte. Der Gedanke, das Mittagessen einer Horde Blutmenschen zu werden, ließ ihn innerlich erstarren. Für den Moment retteten ihn jedoch die Einwände des Anführers.

»Halt!«, knurrte der Anführer und bohrte die Schwertspitze gegen Gerands Brust. »Du kannst warten, bis du dran bist. Ich bin noch nicht fertig. Es gibt einen Grund, warum dieser kleine Verräter hier ganz allein ist – oder ich bin ein Troll.«

Gerand starrte in das albtraumhafte Gesicht vor sich. Sein Herz hämmerte, als wolle es seine Rippen sprengen. Was sollte er sagen? Er war tatsächlich ein Spion, entsandt von der Stadt Larkas im nördlichen Lamerth, um die aufziehende Dunkelheit zu untersuchen: das Auftauchen von Dämonen, das Erstarken der Weldhra, die Dunkelelfen und die Schwärme fremder Ungeheuer, die sich immer weiter nach Süden wagten.

Vor kaum zwei Wochen hatte er seine Heimat verlassen und seinen Sohn zurückgelassen. Seitdem suchte er nach Antworten. Blutmenschen und verdorbene Menschen wimmelten im Land, und der Dunkle rüstete zu etwas Großem — das hatte er herausgefunden. Einige Trolle hatten zu viel geredet; er hatte sie belauscht und wichtige Informationen gewonnen. Dann war er entdeckt worden. Nur knapp war ihm die Flucht gelungen, und seit Tagen lief er nach Westen, das dunkle Geheimnis schwer auf dem Herzen.

Das konnte er dem Mann mit dem Schwert nicht sagen.

»Ich ... ich gehe nach Osten«, stammelte Gerand und bemühte sich, schrumpfend, ängstlich zu wirken — eine Rolle, die ihm leichtfiel. »Ich will nur weg. Weg von den großen Menschen. Ich gehe zurück zum Fluss, wo meine Leute leben. Ich bin kein Spion.«

Er hoffte verzweifelt, die Lüge würde passen: Viele Menschen hatten sich auf den Weg zurück zum Warrelh gemacht, jenseits des Derwaki-Gebirges — vielleicht wussten die Blutmenschen davon. Doch seine Hoffnung zerschellte.

»Eine glaubwürdige Geschichte!«, höhnte der Anführer. »Und ich wäre ein Narr, wenn ich das glauben würde. Nein — ich erkenne einen Spion, wenn ich einen sehe. Aber egal: Was auch immer du weißt, wandert mit dir in den Kochtopf. Auf ihn, Jungs!«

Zu Gerands Entsetzen steckte der Anführer sein Schwert weg und grinste, während seine Gefolgsleute in einer heulenden Menge über ihn herfielen. Grobe Hände verdrehten ihm die Arme schmerzhaft hinter dem Rücken, Finger griffen gierig nach allem, was sie finden konnten. Einer der Blutmenschen beugte sich vor, grinste ihm höhnisch ins Gesicht, und sein heißer Atem streifte Gerands Haut. Doch das nahm er kaum wahr — sein Blick war auf einen eisernen Kessel gerichtet, den einer der Kreaturen heranschleppte.

Er konnte es nicht fassen. War das wirklich das Ende? Sollte er in einem Kessel verenden — gekocht von einer Bande Blutmenschen?

Mit schrecklicher Faszination sah er, wie der Kessel auf den Boden gesenkt wurde. Hände entzündeten ein Feuer darunter; das Knistern der Flammen klang in seinen Ohren wie brechende Knochen.

Gedanken an sein kleines Haus in Larkas drängten sich auf — an die Vorratskammern, den Hang, das weiche Bett. Und an Runland, seinen Sohn, der vor kaum drei Wochen dreiundzwanzig geworden war. Wie stolz er gewesen war, als er ihm an jenem Tag ein Kurzsword schenkte — von seltener Machart, mit einer Klinge so fein, dass sie das Licht zu verschlucken schien. Ein weiteres Geheimnis, das er nun nie mehr würde verraten können.

Flammen loderten vor ihm auf, fraßen sich durch das Reisig, das die Blutmenschen aus den Büschen gerissen hatten. Minuten später begann das Wasser im Kessel zu brodeln.

Ein Blutmensch packte Gerand, hob ihn hoch und klemmte ihn sich unter den Arm, als wäre er nur ein Sack Getreide. Er trug ihn zum Feuer, wo das Wasser zischte und dampfte.

Gerand starrte in den brodelnden Kessel. Es sah heiß aus. Sehr heiß.

Aber sie würden ihn doch nicht in seinen Kleidern kochen ... oder?

Zum Glück hatte er nie die Gelegenheit, es herauszufinden.

Ein Schrei gellte durch den Kreis, und mit einem Fluch ließ der Blutmensch ihn fallen. Gerand schlug hart neben dem Feuer auf, rollte sich instinktiv von den Flammen weg und blieb ausgestreckt auf dem Bauch liegen. Er wagte kaum zu atmen. Dann hob er den Kopf – und starrte.

Die Blutmenschen waren zurückgewichen. Sie bildeten einen Kreis um ihren Anführer, der allein in der Mitte stand und eine Grimasse zog, die ihn noch hässlicher machte, wenn das überhaupt möglich war. Das Grollen der Menge verklang.

Während Gerand zusah, teilten sich die Reihen und gaben den Blick frei auf eine große Gestalt, die ohne Eile durch den Spalt schritt, als fürchtete sie niemanden.

Gerands Herz setzte einen Schlag aus.

Das Gesicht des Neuankömmlings war menschlich – blass, von Wetter und Reisen gezeichnet, das dunkelrote Haar wirr, die grauen Augen kühl und furchtlos. Seine Kleidung war abgetragen, doch etwas in seiner Haltung verriet Adel und Autorität.

An seinem Umhang glitzerte eine silberne Brosche in

Form eines Schwertes, umringt von sieben Sternen: das Emblem der Garde von Larkas. Gerand trug dieselbe, verborgen unter seinem Mantel.

An sich nichts Beunruhigendes – wäre da nicht die Tatsache gewesen, dass er diesen Mann kannte.

Malrik. Mal. Einer der vier Hauptleute der Garde von Larkas. Sein Gefährte.

Gerand hatte Larkas nicht allein verlassen. Drei Männer begleiteten ihn, darunter Mal, der als einziger aus dem Westen stammte, ein Graswachter. Die beiden anderen Gefährten waren gefallen – erschlagen von Kreaturen, die weder ganz lebendig noch tot gewesen waren. Gerand hatte so etwas noch nie gesehen. Nur er und Mal hatten fliehen können, ohne Waffen, ohne Pferde, halb verhungert, bis sie auf diese Blutmenschen gestoßen waren.

Gerand hatte geglaubt, Mal sei in den Bäumen verschwunden, sicher, unerkant. Offenbar hatte er sich getäuscht. Offenbar war Mal zurückgekehrt – zu seiner Rettung.

Ein hoffnungsloser, ja fast törichter Versuch, aber doch einer, der typisch für ihn war.

Mal trat in die Mitte des Kreises. Er blieb vor dem Blutmensch-Anführer stehen und sah ihm direkt in die Augen.

Die Blutmenschen knurrten, doch sie wichen zurück. Gerand war nicht überrascht – Mal konnte seine Feinde mit einem Blick verstummen lassen und zugleich die Hingabe seiner Freunde entfachen.

Dieser Blick lag nun auf dem Anführer.

Und in Mals grauen Augen glomm etwas, das gefährlicher war als jedes Schwert.

»Ihr besitzt all die Unverschämtheit und Dummheit, die ich von einem euresgleichen erwarten würde«, sagte Mal mit leiser Stimme. »Dass ihr es wagt, Hand an einen Untertanen des Großfürsten im Gebiet des Lamerth zu legen! Aber egal.

Wie ich sehe, wurde niemand verletzt, und ich werde euch erlauben, friedlich von hier zu verschwinden, vorausgesetzt, ihr gebt mir meinen Gefährten sofort zurück.«

Gerand unterdrückte ein Stöhnen. Wollte Mal sich wirklich mit einem Bluff aus der Affäre ziehen? Die Großspurigen konnten in Zeiten wie diesen wirklich unerträglich sein. Er war nicht der Einzige, der Probleme hatte, Mal ernst zu nehmen.

Der Anführer starrte Mal erstaunt an und brach dann in Gelächter aus. »Oh wirklich?« kicherte er. »Wie großzügig von euch! Und was, wenn wir nicht gehen wollen? Was dann? Wollt ihr uns mit eurem unsichtbaren Schwert besiegen?« Als die anderen sahen, dass Mal keine Waffe trug, fassten sie neuen Mut und schlichen mit hämischen Grinsen näher. Gerand beobachtete nervös und fragte sich wütend, was Mal sich dabei dachte – und warum er nicht einfach ferngeblieben war.

»Glaubst du, du fügst deinem schrecklichen Festmahl noch ein Gericht hinzu?«, fragte Mal, ohne sich von der Schar beeindrucken zu lassen. »Wenn du noch einmal so etwas vorschlägst, wirst du mehr bekommen, als du verdienst. Du bist ein Narr; doch da du nicht weißt, was du tust, könnte ich deine Dummheit diesmal übersehen. Geh mir jetzt aus dem Weg — oder ich versichere dir, du wirst es bereuen.«

Mals Worte waren leise, aber sie schnitten durch das Gegröle wie ein Blitz durch Gewitterwolken. Das Gelächter um Gerand erstarb; die Blutmenschen sahen unsicher zu ihrem Anführer. Der leckte sich die Lippen, die Augen verengten sich vor Misstrauen, doch die Miene des Mannes war nun deutlich weniger amüsiert.

»Wer bist du?«, knurrte der Blutmensch. »Was willst du hier?«

»Was ich will?«, erwiderte Mal ruhig. »Viele Dinge, zwei-

fellos ... Was meine Person betrifft, fragt eure Herren – falls ihr euch traut. Sie kennen mich gut genug, auch wenn sie wohl nicht bereit sind, alles, was sie wissen, mit euch zu teilen. Aber seht ... es scheint, als würden eure Fragen schneller beantwortet, als ihr dachtet. Hier kommt euer Herr!«

Mals letzte Worte gingen im Entsetzensschrei der Blutmenschen unter. Zu Gerands Erstaunen stoben sie in alle Richtungen auseinander, nur ihr Anführer blieb wie erstarrt stehen.

Gerand richtete sich vorsichtig auf, und zum ersten Mal seit dem Angriff keimte in ihm wieder Hoffnung. Was Mal getan hatte, wusste er nicht – aber der Weg schien frei. Doch Mal grüßte ihn nicht, machte keine Anstalten zu fliehen; er stand einfach da, ruhig, fast gelassen, ein halbes Lächeln auf den Lippen.

»Mal!«, rief Gerand und warf dem Blutmensch-Anführer und den anderen, die sich zitternd in den Büschen duckten, einen schnellen Blick zu. »Worauf wartest du? Komm schon!«

Mal reagierte nicht.

Gerand machte einen Schritt auf ihn zu – und erstarrte.

Jetzt verstand er, warum ihre Entführer geflohen waren.

Eine Welle beißender Kälte fegte über ihn hinweg, löschte die eben erwachte Hoffnung aus wie eine Flamme im Sturm. Es war, als griffen eiskalte Finger nach seinem Herzen und pressten es zusammen. Mit trockenem Mund hob er den Blick nach Norden.

Über der ausgedörrten Herbsterde stieg Staub auf. Eine große Gruppe bewegte sich rasch auf sie zu. Schon aus der Entfernung konnte Gerand erkennen, wer sie waren: Blutmenschen, weit mehr als zuvor – und unter ihnen viele Söldner, die sich mit ihnen verbündet hatten.



Doch das war nicht, was ihm das Blut in den Adern gefrieren ließ.

An ihrer Spitze jagte ein schwarzes Pferd, und auf seinem Rücken saß ein Reiter, schemenhaft, kaum fassbar. Wo er vorbeigaloppierte, wich die Luft zurück – und die Angst flog vor ihm her wie ein tödlicher Wind. Ein Schattenbluter.



Der Wind rauschte leise durch die bunten Blätter eines Apfelbaums, der auf der Südseite des Larkas-Hügels stand. Der süße Geruch reifer Äpfel hing schwer in der Luft. Die letzten Sonnenstrahlen fielen schräg durch das Geäst, tauchten das Laub in warmes Rot, Orange und Purpur und ließen die Szenerie friedlich erscheinen – hätte jemand innegehalten, um sie zu betrachten.

Doch die Bewohner von Larkas gingen ihren Geschäften nach. Die wenigen, die den Blick zum Horizont richteten, schenkten dem flammenfarbenen Baum keine Beachtung.

Zu diesen wenigen gehörte ein Junge, der hoch oben zwischen den Ästen saß, in Gedanken verloren. Er war kaum noch ein Kind – das lockige schwarze Haar fiel ihm in die Stirn, und seine grauen Augen wirkten ernst für sein Alter. Auf den ersten Blick war nichts Ungewöhnliches an ihm. Erst beim zweiten bemerkte man das kurze Schwert in seinen Händen.

Es war ein Geschenk seines Vaters, Gerand, gewesen – entgegen aller Tradition, und das ausgerechnet an seinem Geburtstag. Noch immer wusste Runland nicht, was er davon halten sollte.

»Das ist kein gewöhnliches Schwert, Runland«, hatte Gerand gesagt, als er ihm die Waffe übergab. »Es heißt

Soryn und ist ohne Zweifel magisch. Es könnte dir eines Tages nützlich sein – aber sei vorsichtig damit! Verzauberte Dinge sind immer eigenartig, und dieses hier ... scheint mir seltsamer als die meisten.«

Seltsam – ja, das war wohl das richtige Wort, dachte Runland Falkenstieg, während er die Klinge erneut prüfte.

Die Scheide bestand aus einfachem, dunklem Leder, vom Alter fleckig und spröde – an manchen Stellen schien sie sogar blutbefleckt zu sein. Was sonst könnten diese dunklen, harten Flecken sein? Der Gedanke war beunruhigend, und Runland hatte längst beschlossen, sich so bald wie möglich eine neue Hülle für das Ding zu besorgen. Doch so alt die Scheide auch war – sie verblasste gegen das Alter der Klinge selbst.

Langsam zog er das Schwert aus der Scheide und lauschte dem rauen Klang von Metall auf Leder.

Er hielt es mit ausgestrecktem Arm und betrachtete die Waffe mit einer Mischung aus Neugier und Ehrfurcht. Viel wusste er nicht über Schwertkampf – er war kein Kämpfer, sondern ein Wanderer. In Wahrheit verbrachte er so viel Zeit in den Wäldern um Larkas, dass sein Vater ihn spöttisch »Stapfer« nannte und lachend meinte, eines Tages würde er als Waldläufer durch Eristria streifen – also solle er schon jetzt einen passenden Namen tragen.

Doch selbst mit seinem begrenzten Wissen erkannte Runland, dass dieses Schwert anders war. Es wirkte einzigartig – fremd, fast wie nicht von dieser Welt.

Die Klinge glänzte nicht wie die der Männer von Larkas und leuchtete auch nicht wie die Waffen der Elfen. Sie war dunkel – ein tiefes, lichtloses Schwarz, das jedes Funkeln verschluckte. Trotzdem war sie scharf. Schärfer, als sie es nach all den Jahren noch hätte sein dürfen. Der Griff bestand aus demselben finsternen Material: glatt, kühl, und darin eingefasst ein einzelner, runder Stein – trüb, düster,

mit einem Schimmer wie Sturmwolken kurz vor dem Regen.

Einmal meinte Runland, darin eine Bewegung zu erkennen – einen Nebel, der sich im Innern drehte. Doch vielleicht war es nur das Licht. Oder seine Augen spielten ihm einen Streich.

Doch selbst Soryn konnte seine Aufmerksamkeit nicht lange fesseln.

Runlands Blick glitt zur Oststraße hinüber. Das Schwert hing achtlos in seinen Händen, während seine Gedanken wanderten – verständlicherweise zu seinem Vater, den er schon viel zu lange nicht mehr gesehen hatte.

Vor drei Wochen waren die Überreste einer Zwergengruppe nach Larkas gelangt – blutverschmiert, erschöpft und halbtot vor Angst. Atemlos berichteten sie von einem Überfall durch die Blutmenschen aus den Wäldern des Larth.

Was sie erzählten, ließ den Stadtrat aufhorchen: Die Angreifer seien kühner gewesen als je zuvor, ritten auf den Rücken wilder Graufletzer und führten kalte Klingen, deren Wunden sich unheilvoll entzündeten. An ihrer Seite kämpften Menschen – oder zumindest Wesen, die einst Menschen gewesen waren. Nur ihre Gestalt erinnerte noch daran.

Diese Kreaturen hatten blutrote Augen, verzerrte Körper und bewegten sich steif und unnatürlich. Sie stürzten sich auf alles Lebendige, griffen mit klauenartigen Händen an, aus denen Krallen wuchsen, und bissen mit ungewöhnlich spitzen, messerscharfen Zähnen. Die Zwerge nannten sie Dämonen – aus den langen dunklen Tagen zurückgekehrt.

Es war nicht das erste Mal, dass solche Berichte Larkas erreichten. Doch nach gründlicher Beratung beschloss der Stadtrat, eine Erkundungstruppe auszuschicken. Drei Männer und ein Waldläufer verließen am nächsten Morgen die Stadt. Ihr Anführer: Malrik – Runlands engster Freund.

Und der Späher der Gruppe war niemand Geringerer als sein Vater.

Seit jenem Tag hatte man nichts mehr von ihnen gehört. Und in Larkas begann man, das Schlimmste zu befürchten.

Runland stieß wütend gegen einen Ast. Der Baum erzitterte und ließ eine Handvoll roter Blätter herabrieseln, die sich in seinem Haar verfangen. Ungeduldig fuhr er hindurch, zupfte das letzte Blatt aus den schwarzen Locken und hielt es einen Moment lang zwischen den Fingern.

Der dunkle, purpurrote Farbton erinnerte ihn an Mal – an das Haar seines Freundes, das im Abendlicht auf ähnliche Weise geschimmert hatte.

Und plötzlich dachte er zurück an den Tag, an dem sie sich zum ersten Mal begegnet waren. Vor fünf Jahren ...

*Er war sehr zufrieden mit sich selbst – schließlich war er schlau gewesen –, und konnte nicht anders, als unverschämt zu grinsen. Nicht, dass jemand in der Nähe gewesen wäre, um es zu sehen. Aber das war nebensächlich.*

*Runland war zum ersten Mal allein jenseits der östlichen Grenzen von Larkas, und er würde jeden Moment davon genießen.*

*Er war mit seinem Vater nach Renkas gereist, um die Lewands zu besuchen – alte Freunde seiner Mutter, die gestorben war, als er noch klein gewesen war. Renkas lag am östlichsten Rand des Lamerth – wie hätte er der Versuchung widerstehen können, so nah an den wilden, gefährlichen Gebieten zu sein? Noch vor Tagesanbruch hatte er sich aus dem Haus geschlichen, darauf bedacht, niemanden zu wecken, und war bis zur Oststraße gerannt. Nun stand er dort, stolz und aufgeregt. Wie weit würde er es nach Osten wagen? Die Blutmenschen hatten dort mehr Macht als hier, in diesen Tagen.*

*Aber selbst der Dunkle konnte es nicht mit Runland Falkenstieg aufnehmen, wenn dieser sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte, dachte er trotzig und setzte seinen Weg selbstsicher fort. Er hatte schließlich einen Bogen – was konnte schon passieren?*

*Das Wetter war unangenehm; ein kalter Wind pfiff über die Straße, und der Himmel hing tief und grau. Die wenigen Bäume, die den Weg säumten, schwankten unter den Böen, neigten sich wie alte Männer und knarrten gespenstisch. Runland wurde langsamer, dann beschleunigte er wütend. Es gab keinen Grund, sich zu fürchten, sagte er sich. Alle hatten solche Angst vor dem wilden Land, dass sie nicht einmal Larkas verließen, um herauszufinden, wovor sie sich eigentlich fürchteten. Kein Wunder, dass der Dunkle jedes Jahr stärker wurde – wenn man es ihm so leicht machte!*

*Nun, er hatte keine Angst. Oder zumindest ... nicht sehr viel. Irgendjemand musste ja etwas unternehmen.*

*Da blieb er plötzlich wie angewurzelt stehen.*

*Er war nicht mehr allein.*

*Ein Reiter kam aus dem Norden – direkt auf ihn zu. Und wenn jemand aus dem Norden kam, konnte das nur eines bedeuten ...*

*Er tastete blind nach seinem Bogen, während ihm der Wind die Haare ins Gesicht peitschte. Was, wenn es einer dieser schrecklichen Blutmenschen war, von denen er so viele furchtbare Geschichten gehört hatte? Was hatte er sich nur dabei gedacht, allein hierher zu kommen?*

*Seine Hände waren kalt und unbeholfen, doch schließlich gelang es ihm, einen Pfeil aufzuspannen. Als er rasch aufsah, stellte er erschrocken fest, dass der Reiter bereits viel näher war – beinahe hatte er die Straße erreicht.*

*Runland zielte hastig und schoss, so gut er konnte, auch wenn Wind und Nervosität gegen ihn arbeiteten.*

*Zu seiner eigenen Überraschung flog der Pfeil gerade und zielsicher. Für einen Moment hob sich sein Herz.*

*Doch dann zog der Reiter mit einer fließenden Bewegung sein Schwert – und zerschnitt den fliegenden Pfeil mitten in der Luft. Die beiden hölzernen Stücke flogen nutzlos zu Boden. Ehe Runland den Bogen erneut heben konnte, war der Fremde schon bei ihm.*

*»Halt, guter Mann!«, rief der Reiter und zügelte sein Pferd.*

*Mit großer Erleichterung erkannte Runland, dass es sich um einen Menschen handelte. Gekleidet in Braun, nicht in Schwarz, und eher*

*amüsiert als zornig blickte der Fremde auf ihn herab – wenn auch leicht verwundert.*

*»Was macht ein Junge hier draußen ganz allein?«, fragte er. »Und schießt auch noch auf Freunde!«*

*Runland war so erleichtert, dass er gar nicht daran dachte, den Reiter zu fragen, was er hier draußen zu suchen hatte. Er senkte den Bogen und starrte zu dem Mann auf, dessen Größe und Gesicht ihn als einen der Graswachter auswiesen. Seine Augen waren grau, sein Haar dunkelrot.*

*»Ich war ... äh, ich war spazieren«, stotterte Runland verlegen. »Ich habe mich wohl ein wenig verlaufen.«*

*»Das kann ich mir vorstellen!«, sagte der Mann lachend. »Es ist nicht ratsam, sich in den östlichen Ländern zu verirren – man kann sich viel zu leicht verlaufen.« Bei diesen Worten veränderte sich sein Gesichtsausdruck, und er sah Runland plötzlich sehr ernst an.*

*»Wie heißt du, junger Mann?«, fragte er.*

*»Runland Falkenstieg«, antwortete dieser. »Und wie heißt du?«*

*Der Mann schien von Runlands Offenheit kurz überrascht, antwortete dann jedoch mit einem Lächeln:*

*»Ich bin Malrik«, sagte er. »Nenn mich Mal.«*

*Er lächelte erneut, diesmal breiter.*

*»Aber komm! Dies ist kein angenehmer Ort für ein Gespräch. Lass uns nach Renkas zurückkehren. Mein Pferd kann uns beide tragen.«*

*Dann warf er einen Seitenblick auf Runlands Bogen und grinste schief.*

*»Du bist ja nicht schlecht mit dem Bogen ... zumindest, wenn man bedenkt, dass du auf mich gezielt hast.«*

*Das leise Dröhnen der Signalhörner riss Runland aus seinen Gedanken. Es war der Abendruf – das Zeichen dafür, dass die Geschäfte in Larkas schlossen und der Tag sich seinem Ende neigte.*

*Lange Schatten lagen auf dem Boden unter den Bäumen, und mit einem flauen Gefühl im Magen wurde ihm klar, dass es bald dunkel sein würde. Schon wieder ein Tag*

ohne Neuigkeiten. Schon wieder ein Tag, der seine Hoffnung weiter in die Ferne rücken ließ – diese Hoffnung, die kaum noch Kraft hatte, sich zu halten.

Er wollte nicht zurück in sein Haus am Stadtrand, nur um dort eine weitere Nacht nervös zu wachen, dem Schlaf ausgeliefert und doch ständig auf der Lauer. Aber was blieb ihm anderes übrig?



Gerand lag still, die Augen geschlossen, und versuchte, sich ein Bild von der Lage zu machen. Er lag draußen, auf dem Rücken, neben einer Zeltwand, Hände und Füße gefesselt. Es war Nacht, da war er sich sicher – es war kalt, und kein Sonnenlicht wärmte seine Haut.

Er wusste nicht, wie lange er bewusstlos gewesen war, welcher Tag heute war oder wohin sie unterwegs waren. Alles in allem: keine guten Aussichten.

Sie waren seit mehreren Tagen unterwegs – soweit er das beurteilen konnte –, und es waren ausgesprochen unangenehme Tage gewesen. Die meiste Zeit hatte er auf dem Rücken eines Blutmenschen verbracht. Immerhin trugen sie ihn in der Regel mit dem Kopf nach oben. Es hätte schlimmer sein können.

Hin und wieder hatte er einen Blick auf Mal erhascht, so weit entfernt, wie es die Größe der Gruppe zuließ. Inzwischen war aus den vereinzelt Blutmenschen eine kleine Armee geworden – entsprechend groß der Abstand. Und doch sah Gerand gelegentlich den rostbraunen Schopf seines Freundes und fand sogar die Kraft, Mitleid für ihn zu empfinden, obwohl er selbst genug Probleme hatte.

Mal wurde gezwungen, zu Fuß zu marschieren, eingekesselt von einem Spalier Blutmenschen, die nur darauf lauerten, dass er stolperte. Aber sie wurden enttäuscht. Mal



wirkte nicht müde, sondern schritt weiter, als wäre es seine Gewohnheit, täglich mehrere Gewaltmärsche zu absolvieren.

Doch es war nicht das Laufen oder die Nähe zu den Blutmenschen, die Gerand hatten ohnmächtig werden lassen.

Ein Schaudern lief ihm über den Rücken, als sich vor seinem inneren Auge wieder die Vision abspielte: eine große, schwarze Gestalt, gesichtslos, mit metallenen Stulpen anstelle von Händen.

Ein Schattenbluter.

Er hatte immer geglaubt, das seien nur Geschichten – Schreckensmärchen, erfunden vom Feind, um die freien Völker zu lähmen. Es hieß, diese Reiter seien Diener einer Dunklen Macht, ihr im Geist verbunden und gehorsam in jedem Gedanken. Sie tauchten aus dem Nichts auf, wo man sie am wenigsten erwartete – so furchteinflößend, dass selbst gestandene Männer vor ihnen zu Boden krochen.

Aber wer sie wirklich waren – und woher sie kamen –, das wusste niemand.

Als der Schwarze Reiter erschienen war, hatten sich alle Blutmenschen sofort in seine Gefolgschaft eingefügt – gehorsam, beinahe unterwürfig –, und Gerand und Mal mitgenommen. Sie wurden gefesselt und gezwungen, sich dem Marsch nach Westen anzuschließen.

Gerand erfuhr nichts über das Ziel dieser Reise, doch während sie durch vertraute Landschaften zogen, wuchs in ihm ein beunruhigender Verdacht. Vom Rücken eines Blutmenschen aus versuchte er, das Land zu beobachten, die Größe der Armee abzuschätzen, ihre Bewegungen, ihre Disziplin. Und er tat sein Bestes, Mal nicht aus den Augen zu verlieren.

Seine Fähigkeiten als Beobachter hatten ihn nicht verlassen – trotz der Fesseln.

Doch dann hatte sich alles verändert.

Es war gestern Abend gewesen – zumindest glaubte er das –, als man ihn zum Schwarzen Reiter gebracht hatte.

Wohin sie ihn führten, wusste er nicht. Aber die grim-mige Vorfreude in den Gesichtern der beiden Blutmenschen an seiner Seite ließ wenig Gutes ahnen. Sie führten ihn durch das Lager – vorbei an groben, grauen Zelten, bis sie vor dem größten zum Stehen kamen. Eine schwarze Monstrosität aus Stoff und Stangen, über der eine Flagge im Wind flatterte: Schwarz, mit einem rot umrandeten schwarzen Drachen – das Banner der Blutmenschen. In Erinnerung an ihren Erschaffer.

In diesem Moment wünschte sich Gerand nichts sehnlicher, als wieder auf dem Rücken eines Blutmenschen zu sitzen – meinetwegen auch kopfüber.

Die beiden Kreaturen hatten ihn ins Zelt gestoßen und sich dann rasch zurückgezogen.

Im Inneren hing eine einzelne Lampe von der Decke, ihr Licht brannte blutig und warf unheilvolle Schatten auf die drei Gestalten, die sich um sie versammelt hatten. Einer war der Blutmensch, der die Gruppe angeführt hatte, die Gerand ursprünglich gefangen genommen hatte. Der zweite war ein kleiner, dunkelhäutiger Mann, den er nicht kannte. Der dritte: der Schattenbluter.

Kaum war Gerand eingetreten, traten sowohl der Blutmensch als auch der Mann mit ausgestreckten Händen auf ihn zu.

»Lass deine Pfoten von ihm, Bolk!«, fuhr der Mann den Blutmenschen an und funkelte ihn zornig an. »Deine plumpen Klauen sind für diese Art von Arbeit ungeeignet!«

»Ich habe ihn gefunden, oder nicht?«, knurrte Bolk zurück. »Du überschätzt deine Stellung, Mensch. Leg dich nicht mit mir oder meinen Jungs an, Rhondar – sonst wirst du es bereuen!«

Rhondar öffnete den Mund zur Antwort, doch eine

knappe, ungeduldige Bewegung des Schwarzen Reiters ließ ihn sofort verstummen. Beide warfen der turmhohen Gestalt einen Blick zu – voller Furcht.

Bolk trat vor, packte Gerand unsanft und schob ihn mit grober Kraft vorwärts, bis er direkt vor dem unheimlichen Diener der Dunklen Macht stand.

»Hier ist er, Herr«, sagte Bolk kriecherisch. »Der kleine Verräter, den wir unterwegs aufgegebelt haben.«

Gerand wagte nicht, den Blick zu heben. Lautlos ragte die riesige schwarze Gestalt über ihm auf. Die Luft wurde schlagartig kalt – als hätte ihn jemand in eisiges Wasser getaucht. Der Rest seines Mutes schien mit der Wärme aus seinem Körper zu entweichen.

Dann sprach der Schwarze zu ihm.

Gerand versuchte verzweifelt, sich die Ohren zuzuhalten – doch es nützte nichts. Je mehr er sich anstrengte, desto tiefer kroch die Stimme in seinen Kopf. Bald wusste er nicht mehr, wo er war. Oder wer. Die Stimme war überall.

Sie war tot. Ohne Gefühl. Flach, trocken, glatt – wie poliertes Eisen über nackter Haut. Und sie zischte, wie eine Schlange, die durch trockenes Laub glitt.

»Sag mir, was du weißt«, flüsterte der Schwarze Reiter.

Gerand biss sich auf die Lippe, ohne es zu merken. In seinem Kopf wirbelten Gedanken durcheinander: seine Frau. Sein Sohn. Larkas. Das Haus am Stadtrand. Die Meilen in der Wildnis. Jedes einzelne Geheimnis, das er je gehütet hatte ...

Was sollte er zuerst sagen?

Was wollte der wissen?

Was würde diese Stimme zum Schweigen bringen?

Er öffnete den Mund – doch kein Ton kam heraus.

Er wollte sprechen. Dringend. Alles in ihm schrie danach, diese kalte Präsenz zu besänftigen. Aber etwas in ihm weigerte sich. Etwas Hartnäckiges. Etwas Wütendes.

»Ich ...«, stieß er hervor, seine Stimme kaum mehr als ein Hauch. »Ich ... ich, ich ... ich ...«

»Du musst ihm nichts sagen«, sagte eine ruhige Stimme – und durchbrach die Verwirrung in Gerands Kopf wie ein klarer Schnitt.

Überrascht fuhr er herum. Seine Augen suchten die Quelle der Worte – und fanden sie.

Da war noch jemand im Zelt.

Im tiefen Schatten einer Ecke kauerte ein Mann, halb zusammengesackt, an einen provisorischen Pfosten gefesselt. Trotz des schwachen Lichts erkannte Gerand ihn sofort.

»Mal!«, stieß er hervor, halb erleichtert, halb entsetzt. »Was ...« Doch seine Stimme versagte, und er starrte nur.

Mal sah übel mitgenommen aus. Sein Gesicht war von Blutergüssen gezeichnet, Müdigkeit hatte sich in jede Linie gegraben. Aber seine Stimme – sie war so kühl und stolz wie eh und je.

»Erzähl ihm nichts«, wiederholte er. »Er wird Larkas angreifen, verstehst du? Und er will alles wissen, was du über die Stadt weißt. Ich habe ihm gesagt, dass du ihm nichts verraten würdest – aber er glaubt mir nicht. Offensichtlich kennt er sich nicht besonders gut mit Waldläufern aus.«

Ein schwaches Grinsen zuckte über Mals Gesicht, doch sein Blick blieb unverrückt. Keine Sekunde lang wandte er die Augen von der schwarzen Gestalt ab.

Der Schattenbluter zischte wütend, und der Schatten um ihn herum verdichtete sich wie Rauch in der Dunkelheit. Bolk und Rhondar zuckten zusammen und wichen hastig zurück.

Gerands Blick wurde wie von unsichtbarer Hand auf die Kreatur vor ihm gezogen – in der Hoffnung, dass es genug gewesen war, dass sie seiner überdrüssig werden und ihn zurückbringen würden. Doch der Schwarze trat lautlos näher.

Er streckte eine Hand aus – bleich, undeutlich, als sei sie aus Nebel und Kälte geformt.

Gerand schrie auf und wich zurück, doch seine Füße fanden keinen Halt. Er stolperte, fiel schwer zu Boden und blieb liegen. Starr.

Die Kapuze der schwarzen Gestalt neigte sich zu ihm herab – langsam, unausweichlich.

Er wollte wegsehen. Musste wegsehen. Aber er konnte nicht.

Sein Körper war wie gelähmt, seine Gedanken wie in Trance. Alles bewegte sich in zähem Zeitlupentempo. Es war wie in einem Albtraum – die schlimmste Sorte, bei der man sich nicht rühren kann, egal wie sehr man es versucht.

Widerwillig hob er den Blick.

In die Tiefe der Kapuze.

Wie ein Vogel, gefangen im Blick einer Schlange.

Und dann tat er – ganz instinktiv – das einzig Vernünftige, das ihm noch blieb.

Er verlor das Bewusstsein.



Und nun war er erwacht – nach wer weiß wie vielen Stunden des Vergessens.

Er versuchte, die schreckliche Erinnerung abzuschütteln, die seltsame Kälte aus seinen Gliedern zu vertreiben, die ihn damals überfallen und bis in die Knochen gefroren hatte. Er musste zu Kräften kommen ... die Blutmenschen würden Larkas angreifen. Stapfer ...

Dann erstarrte er.

Mehrere Stimmen durchbrachen die Stille – rau, guttural. Blutmenschen. Sie kamen näher.

Es musste bereits spät sein; das Lager lag größtenteils in

Ruhe, doch die drei Stimmen näherten sich rasch dem Ort, an dem er lag. Gesprächsfetzen drangen an sein Ohr.

Er öffnete vorsichtig die Augen – nur einen Spalt – und spähte in die Nacht.

Er lag draußen, in einem schmalen Gang zwischen zwei Zelten. Um ihn herum: schlafende Blutmenschen. Offenbar waren nicht alle dieser Kreaturen bereit, auch nur so viel zivilisatorisches Verhalten zu zeigen, dass sie in einem Zelt schliefen.

Ein unterdrückter Laut entwich ihm fast, als sich einer der „Schlafenden“ rührte.

Sie hatten also einen Wächter dagelassen.

Der Blutmensch hatte offenbar nicht bemerkt, dass Gerand wieder bei Bewusstsein war. Er erhob sich mürrisch und rief den drei Näherkommenden zu:

»Was glaubt ihr, was ihr da tut? Wollt ihr die Herren wecken? Die reißen euch den Kopf ab!«

Das Gespräch verstummte augenblicklich. Doch nach ein paar Sekunden traten drei gedrungene Gestalten um die Ecke. Klein, gekrümmt, mit langen Armen – Goblins. Typisch für die Nebeligen Berge, aus deren Tunneln sie gekrochen kamen.

Als sie den Wachposten sahen, blieben sie stehen.

»Ach, hör doch auf zu jaulen«, spottete einer und schielte zum Blutmenschen. »Du bist nur sauer, weil sie dir den langweiligen Job aufgebrummt haben. Nicht, dass das kleine Menschlein hier gefährlich wäre. Ich schätze, deshalb haben sie dich aufgestellt – für sonst nichts bist du zu gebrauchen!«

Die anderen lachten höhnisch. Der Blutmensch verzog wütend das Gesicht.

»Haltet eure Klappe!«, fauchte er. »Ich brauch euch nicht, um mir sagen zu lassen, was ich zu tun hab. Geht dahin zurück, wo ihr herkommt. Und wenn sie euch morgen

auch abschlichten – kalt und steinern tot –, dann sag ich kein Wort dagegen!«

Morgen?

Gerands Herz schlug schneller. Morgen sollte es Kämpfe geben. Morgen – das klang nach Angriff. Nach einer Schlacht.

So nah waren sie also schon an Larkas?

Wie lange hatte er wirklich geschlafen?

»Ich denke, dass morgen viel weniger von uns tot sein werden als von denen«, sagte einer der kleinen Goblins grinsend. »Alles läuft zu unseren Gunsten, weißt du – der Herr hat einen Deal gemacht. Es ist alles geregelt.«

»Was faselst du da?«, fragte der Blutmensch, seine Neugier kaum verbergend. »Mit wem hat er einen Deal gemacht?«

»Das wüsstest du wohl gerne!«, höhnte der Goblin. »Nein, nein – du wirst dich gedulden müssen. Und jetzt gehen wir zurück in unsere Zelte.«

Die drei Goblins warfen dem Blutmenschen noch einen spöttischen Blick zu, dann verschwanden sie in der Nacht. Der Wachposten starrte ihnen missmutig hinterher und murmelte etwas Unverständliches vor sich hin. Gerand konnte gerade noch Wortfetzen auffangen wie »Emporkömmlinge« und »ich werde sie eigenhändig töten«.

Dann schien der Blutmensch sich mit seiner Lage abzufinden und ließ seinen Blick durch die Dunkelheit schweifen – bis er plötzlich innehielt.

Seine Augen weiteten sich.

Gerand spürte es sofort – seine eigenen Augen waren offen. Zu weit. Zu hell.

Und selbst in dieser Nacht... konnte der Blutmensch sie sehen.

Bevor der Blutmensch sich überhaupt rühren konnte, blitzte eine silberne Klinge durch die Nacht. Mit einem

heiseren Gurgeln stürzte er zu Boden, kratzte vergeblich nach dem Messer in seinem Hals – dann lag er still.

Wieder war es still.

Gerand lag wie versteinert da, kaum fähig zu begreifen, was gerade geschehen war. Doch die Antwort ließ nicht lange auf sich warten.

Eine dunkle Gestalt trat in sein Blickfeld. Mit wenigen schnellen Schritten war sie an seiner Seite, kniete sich in den Windschatten des Zeltcs und zog ein weiteres Messer aus der Kleidung. Die scharfe Klinge blitzte, als sie begann, die Fesseln an Gerands Hand- und Fußgelenken durchzuschneiden.

»Pssst!«, flüsterte eine vertraute Stimme. »Ein einziges Geräusch, und sie sind alle hinter uns her. Also zeig, was Waldläufer wirklich können.«

»Mall!«, hauchte Gerand übergücklich. »Du bist ein Wunder. Das ist unmöglich – wie hast du das gemacht?«

»Später«, kam die knappe Antwort.

Gerand konnte Mals Gesicht im Dunkeln kaum erkennen, doch seine Stimme klang angespannt. Das letzte Band riss, und mit Mals Hilfe kam Gerand auf die Füße. Steif und ungelcnk bewegte er Arme und Beine, um das Blut wieder in Fluss zu bringen.

»Los jetzt!«, sagte Mal. »Wir sind etwa zwanzig Meilen von Larkas entfernt. Der Angriff beginnt morgen bei Sonnenuntergang. Wir müssen vorher dort sein.«

»Und was ist mit ...«

»Später!«, schnitt Mal ihm erneut das Wort ab und bedeutete ihm zu schweigen.

Ohne weitere Worte verschwand er in der Dunkelheit, und Gerand folgte ihm – leise, geduckt, jede Bewegung so bedacht wie möglich. Sie schlichen wie Schatten durch das schlafende Lager, und Gerand hatte keine Zeit, sich über die erstaunliche Leichtigkeit ihrer Flucht zu wundern.



Ein paar Minuten später kamen sie an den letzten Zelten vorbei und rannten über die Ebene in Richtung Larkas.



Das kleine Haus lag dunkel und still in der Nacht. In den späten Stunden wirkte es beinahe verlassen – und das war es im Grunde auch. Nur ein einziger Bewohner lebte noch hier, und der verbrachte nur selten Zeit in seinen eigenen vier Wänden.

Jetzt aber lag er ausgestreckt in einem alten Sessel im Wohnzimmer und schlief – oder versuchte es zumindest – durch eine unruhige Nacht.

Runland war noch vollständig angezogen, und Soryn lag auf einem kleinen Tisch neben ihm. Gegenüber flackerte kein Feuer im Kamin; die Kohlen waren längst erloschen, und der Raum lag in tiefer Dunkelheit. Wie das ganze Haus wirkte auch dieser Raum vernachlässigt – Zeit, Ordnung und Wärme hatten sich allmählich aus dem Leben des jungen Mannes zurückgezogen.

In den letzten Wochen war Runland zu besorgt gewesen, zu aufgewühlt, um sich um den Zustand seines Heims zu kümmern. Es war nicht das erste Mal, dass er so in den Schlaf gefallen war: angezogen, wachsam, mit einem Schwert in Reichweite.

Und es war auch nicht das erste Mal, dass seine Träume ihn nicht in Ruhe ließen ...

*... Er kauerte schweigend unter einem Wagen auf dem Marktplatz und beobachtete das Geschehen mit gespannter Neugier.*

*Normalerweise war der Platz erfüllt von Farben, Stimmen und dem hektischen Leben des Alltags: hübsch dekorierte Stände, rufende Händler, schnatternde Kundschaft, das Meckern und Blöken von Nutztieren – ein buntes, lautes Durcheinander.*

*Heute jedoch lag über dem Platz eine gespannte Ruhe. Nur das*

*Klappern von Holzschwertern und das aufgeregte Murmeln der Zuschauer durchbrachen die Stille.*

*Es war Sommer in Larkas, und die Stadt war überfüllt – mit Fremden, Geschichten, Händlern und allerlei Spektakel. Der Markt war voller als je zuvor, doch in der Mitte hatte man einen weiten Ring freigelassen: die Arena für das Schwertkampfturnier.*

*Runland hatte es unmöglich gefunden, sich bis ganz nach vorne zu drängen. Also hatte er sich unter den Wagen geschlichen – sein geheimer Aussichtspunkt. Durch das Gewirr aus Beinen und flatternden Mänteln konnte er gerade genug sehen.*

*Er reckte den Hals, um einen besseren Blick zu erhaschen.*

*Denn genau jetzt begann der Kampf, auf den er gewartet hatte.*

*»Verabschiede dich von deinem Ruf!«, rief der erste Schwertkämpfer lachend und wirbelte sein Holzschwert spielerisch in der Hand. Das Sonnenlicht blitzte auf seinen weißen Zähnen, als er breit grinste.*

*Er war ein gut aussehender junger Mann mit sandbraunem Haar, warmen Augen und einem offenen Wesen. Sein Name war Ahren – Sohn des Bürgermeisters, Liebling der Stadt, vertraut mit jedem und von vielen bewundert. Runland glaubte, dass Ahren zweifellos talentiert war – doch er war sich sicher: Diesen Kampf würde er verlieren.*

*»Wenn du mich dabei gleich von den weniger schmeichelhaften Teilen meines Rufs befreien kannst, wär ich dir dankbar«, entgegnete Ahrens Gegner trocken.*

*Auch er war ein junger Mann, und obwohl er mit dem Rücken zu Runland stand, hätte dieser ihn unter Hunderten erkannt: Malrik.*

*Er wirkte völlig entspannt – nicht überraschend, denn Mal galt weithin als der beste Schwertkämpfer in weitem Umkreis. Selbst jetzt, inmitten der aufgeregten Menge, strahlte er jene unerschütterliche Ruhe aus, die ihn so unverwechselbar machte.*

*Ein scharfer Pfiff durchschnitt die Luft – das Signal zum Beginn.*

*Runland hielt den Atem an.*

*Ahren und Mal begannen, sich zu umkreisen – Ahren voller Energie, sprungbereit, mit funkelnden Augen. Mal hingegen: kühl, gelassen, beinahe regungslos. Wie ein Eiszapfen im Sommerwind.*

## KAPITEL 1

*Dann – beinahe gleichzeitig – schnellten sie vor.*

*Und –*

*»Hier steckst du also«, unterbrach plötzlich eine Stimme seine Gedanken.*

*Runland blickte abgelenkt nach rechts – und staunte. Sein Vater saß im Schneidersitz neben ihm, die Arme locker auf den Knien, und schien das Geschehen auf dem Markt überhaupt nicht zu beachten.*

*»Hallo, Vater!«, sagte Runland überrascht. »Schau, Mal kämpft! Ich habe einen Silberpenny darauf gesetzt, dass er gewinnt. Was für ein Witz – Mal verliert nie! Ganz egal, wie gut alle Ahren finden ...«*

*Doch Gerand reagierte nicht. Kein Lächeln, kein Blick. Er schüttelte nur leicht den Kopf und seufzte leise.*

*»Die Graswachter«, sagte er nachdenklich, »sie kämpfen immer – selbst in Friedenszeiten. Der Schatten hat sie zu früh eingeholt.«*

*»Was?«, fragte Runland verwirrt. Er verstand kein Wort. So sprach sein Vater sonst nie.*

*Und außerdem – der Kampf! Der war doch gerade viel wichtiger!*

*Gerand antwortete nicht. Stattdessen deutete er nur wortlos zurück in Richtung des Übungsriings.*

*Runland runzelte die Stirn, warf ihm einen letzten fragenden Blick zu – und wandte sich dann wieder dem Turnier zu.*

*Vor lauter Schreck vergaß er zu schreien.*

*Er wollte aufspringen – stieß sich aber den Kopf an der Pritsche des Wagens und sackte mit einem dumpfen Keuchen zurück. Der Schmerz ließ seinen Schädel dröhnen, doch das Bild vor seinen Augen blieb unverändert.*

*Mal stand allein im Ring.*

*Und das Schwert in seiner Hand war nicht mehr aus Holz. Es war aus Stahl.*

*Mit Blut bedeckt.*

*Zu seinen Füßen lag ein Körper. Regungslos.*

*Runland wandte den Blick ab, rang mit sich. Er wollte nicht hinsehen, wollte das gebräunte, freundliche Gesicht von Ahren nicht sehen ... nicht so.*

*»Aber es sollte doch nur ein Spiel sein!«, rief er – und drehte sich zu Gerand um.*

*Doch der Platz neben ihm war leer.*

*Er war wieder allein.*

*Mit einem plötzlichen Kloß im Hals richtete er den Blick zurück auf den Übungsplatz. Mal war noch da – aber jemand anderes stand ihm jetzt gegenüber.*

*Gerand.*

*Klein. Unbewaffnet. Wehrlos.*

*Mal begann ihn zu umkreisen.*

*Runlands Herz setzte aus.*

*»Mal!«, schrie er. »Halt! Was machst du da?«*

*Er stürmte vor – oder versuchte es zumindest. Eine Wand aus Körpern versperrte ihm den Weg. Hart und unbeweglich wie Stein.*

*Verzweifelt warf er sich auf die Knie und begann, sich unter den Beinen der Menge hindurchzukämpfen. Kriechend. Schluckend.*

*»Mal! Bitte!«*

*Mal reagierte nicht. Er schien Runlands Rufen nicht zu hören.*

*Unaufhaltsam kam er näher. Auf Gerand zu.*

*Der rührte sich nicht. Kein Schritt zurück, keine Abwehr. Nur dieser leere, ruhige Blick.*

*»Ich habe es dir gesagt«, sagte er müde. »Der Schatten liegt auf ihnen. Alle Wege führen jetzt in die Dunkelheit ...«*

*Runland schrie – laut und verzweifelt – und riss die Augen zusammengepresst zu. Mals Schwert sauste durch die Luft.*

*Ein dumpfer Aufprall.*

*Dann – das Tönen von Hörnern. Hoch, scharf, durchdringend.*

*Larkas' Trompeten riefen zur Verteidigung.*

*Das uralte Gefahrensignal ertönte.*

*... Runland schlug die Augen auf – und stellte fest, dass er auf dem Boden lag. Offenbar war er im Schlaf aus dem Stuhl gefallen.*

*Benommen richtete er sich auf und schüttelte den Kopf, um den Traum – und das Echo der Hörner – loszuwerden.*

Noch ganz benommen tastete er im Dunkeln nach der Lampe, doch sie stand nicht dort, wo er sie erwartet hatte. Oder war er einfach noch zu verwirrt, um klar zu denken?

Dann hielt er inne.

Die Hörner. Sie verklangen nicht in seinem Kopf – sie hallten durch die Stadt.

Hohe, durchdringende Töne, die jeder Bürger von Larkas kannte: Das Warnsignal.

Runland erstarrte.

Ein Angriff?

Er lauschte – doch seine Sinne wollten es noch nicht glauben. Dann spürte er es in der Tiefe seines Körpers: Es war real. Larkas wurde angegriffen.

Die Lampe vergaß er. Stattdessen griff er nach Soryn, schnallte sich das Schwert auf den Rücken – zu lang für die Hüfte –, und rannte durch die dunklen Räume zur Tür.

Draußen schlugen ihm die Töne der Hörner nun offen entgegen. Immer eindringlicher.

Er riss die Tür auf.

In der Nacht stand die Stadt still – und doch voller Geräusche. Schreie. Rufe. Trillerpfeifen. Hektisches Getrappel. Ein fernes Klirren.

Etwas stimmte nicht. Etwas Großes.

Runland lauschte kurz – dann setzte er sich in Bewegung.

Mit vollem Tempo rannte er los. Richtung Osttor.

Vor ihm zeichnete sich eine Ecke ab, wo die Hauptstraße auf die Händlerstraße traf – die direkte Verbindung zur östlichen Stadtmauer. Runland beschleunigte, seine Schritte hallten dumpf auf dem Pflaster, ein Schatten unter Schatten.

Doch genau in dem Moment trat jemand aus einer Seitengasse – direkt in seinen Weg.

Runland hatte keine Chance auszuweichen. Mit voller Wucht krachte er gegen die Gestalt. Der Zusammenprall

schleuderte die Person in den Staub. Er selbst kam stolpernd zum Stehen, keuchend, benommen.

Ein Augenblick lang drehte er sich halb um, bereit, einfach weiterzurennen.

Was machte es schon aus, in dieser Nacht jemanden umzurennen?

Aber, Runland war zur Höflichkeit erzogen worden.

Er verzog das Gesicht, unterdrückte den Impuls, einfach weiterzulaufen, und zwang sich, seiner Ungeduld Einhalt zu gebieten. Also beugte er sich vor, um der Person zu helfen, die er umgerannt hatte.

Doch als er sah, wen er da vom Boden auflesen sollte, zögerte er – und musste sich zusammenreißen, nicht einfach die Richtung zu wechseln und zu gehen.

Ein Mädchen lag blinzelnd im Staub zu seinen Füßen. Zu groß für einen Zwerg, zu klein für einen Menschen.

Er kannte sie vom Sehen – sie war Neria Dornquell. Tochter eines Menschen und einer Hügelzwerгин. Inzwischen elternlos. Die Leute sprachen selten gut von ihr. Mischehen waren selbst in friedlichen Zeiten ein stilles Ärgernis, und Nerias Ruf war schlecht: aufmüpfig, lügnerisch, mit langen Fingern und noch längerer Zunge. Sie war ein Schattenkind, das von Menschen, Graswächtern und Zwergen gleichermaßen gemieden wurde.

Widerwillig streckte Runland ihr die Hand entgegen. Dabei biss er leicht die Zähne zusammen.

»Ich bitte um Verzeihung«, sagte er steif. »Ich wollte Sie nicht umstoßen. Ich bin in Eile, verstehen Sie – ich habe Sie nicht gesehen.«

Das Mädchen starrte ihn nur an.

Weit aufgerissene grüne Augen.

Runland seufzte. »Hör mal, stehst du jetzt auf oder nicht?«

Die Hörner erklangen erneut – schrill, eindringlich. Die

Stadt war erwacht. Lichter flackerten in den Fenstern auf, Türen öffneten sich, erste Menschen traten auf die Straße.

Aber das Mädchen sagte kein Wort. Sie blickte ihn nur an – erschrocken, aber nicht eingeschüchtert. Furchtlos.

Etwas in ihrem Blick erinnerte Runland an ein Reh, das er einmal im Wald gesehen hatte. Auch das Tier hatte ihn so angesehen – nicht aus Angst, sondern mit überraschtem Wiedererkennen. Die gleichen geweiteten Augen. Nur dass sie damals braun gewesen waren, nicht tiefgrün.

Er schüttelte den Gedanken ab, zuckte mit den Schultern und wandte sich ab.

Er hatte keine Zeit zu verlieren.

Neria starrte dem jungen Mann mit dem dunklen Schwert nach, während er in den tiefer werdenden Schatten verschwand. Staub klebte an ihrem Gesicht, ihre Hände brannten dort, wo sie sich beim Sturz abgestützt hatte.

Er war überheblich gewesen – hatte sie angesehen, wie man einen Straßenköter ansieht. Ein Mischling, ohne Dach, ohne Platz. Doch sie war nicht wütend.

Sie kannte seinen Namen nicht.

Aber sie wusste, dass noch vor Ende dieser Nacht seine Arroganz zerschlagen sein würde – und dass er ihr das Leben retten würde.



»Schließt das Tor!«, rief Malrik mit schneidender Stimme.

Gerand stand keuchend an seiner Seite. Sie hatten es gerade noch rechtzeitig geschafft – Larkas bei Einbruch der Dunkelheit zu erreichen war ein Wunder gewesen, aber der Preis war hoch. Gerand fühlte sich, als könne er im Gehen einschlafen. Selbst auf einem Schlachtfeld.

Der Gedanke ließ ihn das Gesicht verziehen. Genau das würde es bald sein.

Mit einem dumpfen Krachen fiel das Osttor hinter ihnen ins Schloss. Mal wandte sich ohne Zögern ab, bellte Befehle an die Wachen auf der Mauer, rief Truppführer herbei und ließ Befestigungen sichern. Überall schrien Männer durcheinander, die Hörner hallten weiter, das Klirren von Rüstungen und das Poltern eilender Schritte vermischten sich zu einem unübersichtlichen Chaos.

Sie kommen. Die Blutmenschen waren nahe – zu nahe. Mal und Gerand hatten den Feind mit eigenen Augen gesehen.

Gerand lehnte sich erschöpft gegen die Steinwand. Er war ein Waldläufer, kein Krieger. Die Stadt rüstete sich zum Kampf, doch für ihn zählte nur eins:

Wo war Stapfer?

Er würde die Hörner gehört haben. Sicher war er schon auf dem Weg hierher.

Wachen in aller Eile rauschten an ihm vorbei – Menschen, Zwerge, ein paar Elfen. Gerand fühlte sich wie ein Schatten zwischen ihnen, fehl am Platz, wie ein Ast im Strom.

Mal war verschwunden – wahrscheinlich im Turm. Gut so. Er würde gleich nach seinem Sohn suchen.

Aber zuerst ... nur ein Moment. Ein Atemzug.

Er ließ sich zu Boden sinken, lehnte den Rücken gegen den kalten Stein der Mauer und schloss kurz die Augen.

Nur eine Minute.

Dann würde er aufstehen und Runland finden.



Runland stürmte auf den kleinen Platz vor dem Ostturm –



der am besten befestigte Punkt der Stadtmauer. Dort blieb er abrupt stehen.

Vor ihm tobte das Chaos.

Der Platz war voller Menschen und Zwerge, viele von ihnen kaum bekleidet, aber alle bewaffnet. Sie rannten in Richtung Mauer, die schon überfüllt war. Aus der Dunkelheit zischten Pfeile, das Knarren gespannter Sehnen lag wie ein unheilvoller Takt in der Luft.

Fackeln auf der Mauer warfen zuckende Schatten, während brennende Häuser in der Nähe gespenstisches Licht spendeten. Flammen leckten an Holzbalken, Rauch trieb über die Dächer. Trotz allem konnte Runland nicht erkennen, was genau auf der Mauer geschah – die Angreifer blieben im Schatten, und der Kampf war ein einziger Strudel aus Bewegung und Lärm.

Er trat einen Schritt vor – und wurde fast von einem Zwerg umgerannt, der blindlings durch die Menge raste.

Instinktiv griff Runland nach ihm, seine Hände verfangen sich in etwas Weichem.

»Aua! Das ist mein Bart! Lass los!«

Runland ließ sofort los. »Entschuldigung! Was ist passiert? Wer greift an?«

Der Zwerg hielt inne, blinzelte ihn an – und erkannte ihn.

»Stapfer! Bei den Ahnen – bist du gekommen, um zu helfen? Sie brauchen jede Hand! Es sind Blutmenschen, was denkst du? Und ...«

Er senkte die Stimme zu einem flüsternden Ton, der Runland trotz des Lärms klar erreichte: »... sie sagen, ein Schattenbluter führt sie an.«

Mit diesen Worten riss sich Virkam los und verschwand im Getümmel.

Runland blieb zurück.

Blutmenschen. Ein Schattenbluter. Larkas unter Angriff.

Es schien unmöglich.

Der Dunkle hatte immer im Norden gelauert, ein fernes, dunkles Echo – aber Larkas war sicher gewesen. Immer. Oder?

Er hob den Blick zur Mauer – und sah sie.

Die Feinde.

Blutmenschen, über eine Leiter gestiegen, kämpften direkt auf der Stadtmauer. Schwerter blitzten, Schreie zerrissen die Luft.

Runlands Lungen zogen sich schmerzhaft zusammen.

Die Nacht war gekommen.

Mit zusammengebisstenen Zähnen zog Runland sein Schwert und stürmte hinter Virkam her, der schon die nächste Treppe erklomm. Es gab nichts anderes, das er jetzt tun konnte. Die Gedanken an Mal und seinen Vater, verschlungen vom Schatten, ließen heiße Wut in ihm aufsteigen. Er begann schneller zu laufen.

Doch als er die Treppe zur Mauerkrone erreichte, spürte er, wie sein Herz schwer wurde. Er würde sich stellen – dem Schatten und dem Feuer.

Und genau das tat er.

Vor ihm lag eine Szenerie aus Dunkelheit und brennendem Rot. Die Nacht war tief, doch das Licht der Fackeln auf dem Feld darunter tauchte alles in ein unheiliges Glühen. Es war eine Armee – oder eher eine Horde. Ein Meer aus finsternen Gesichtern und noch finstere Absichten, das dem Willen eines Schwarzen Meisters folgte.

Blutmenschen standen an vorderster Front – entstellt, zähnefletschend, mit von Fäulnis dampfender Haut. Manche trugen grobe, rostige Rüstungen, andere nichts als ihre entblößte Gier. Hinter ihnen: Graufletzer, Ungeheuer aus den dunklen Wäldern. Und Menschen. Menschen, die dem Dunklen Glauben geschenkt hatten. Die ihre Seelen verkauft

hatten für Macht, für Schutz – oder einfach, weil sie daran geglaubt hatten, dass das Böse siegen würde.

Nun waren sie hier, um Larkas zu brechen. Eine Stadt, die sich nie verbeugt hatte. Eine Stadt, die der Dunkle deshalb hasste wie keine andere.

Die Reihen der Angreifer erstreckten sich, Welle um Welle, in die Schwärze dahinter – wie ein einziger schwarzer Atem, der gegen die Mauern drückte. Runland starrte hinab, seine Hand fest um das Heft von Soryn geschlossen.

Sein Herz schlug wie ein Hammer in seiner Brust, aber er dachte nur einen Satz:

Es braucht mehr als hässliche Gesichter, um Larkas einzunehmen.

Leitern krachten gegen die Mauern – und wurden ebenso schnell wieder hinabgestoßen. Die wenigen Blutmenschen, die es hinauf geschafft hatten, waren bereits gefallen. Jetzt, da die Wälle voll besetzt waren, fiel es dem Feind schwer, durchzubrechen.

Aber leicht war es nicht – für niemanden.

Runland stand wie versteinert. Sein Schwert hing schlaff in der Hand, vergessen. Entsetzen, Mitleid, Trauer – langsam krochen sie in ihn hinein, Schicht für Schicht, bis sie seinen Geist ganz ausfüllten.

Die Zeit um ihn herum begann zu zerfließen. Alles wurde langsamer, greller, schärfer.

Er sah, wie ein Pfeil sich durch den Hals eines Mannes bohrte. Wie eine brennende Teerkugel das Brustbein eines Zwerges traf – Flammen fraßen sich in Fleisch und Stoff. Steine flogen über die Mauer und krachten in die Häuser dahinter, zerbrachen Dächer, entfachten Brände, warfen Licht und Schatten über das Chaos.

Ein Blutmensch hob den Kopf über den Wall – und wurde niedergestreckt. Der nächste folgte. Und der nächste.

Noch hatte keiner die Mauer überwunden.

Runland wusste nicht, wie lange er schon dort stand.  
Vielleicht nur ein Moment. Vielleicht eine Ewigkeit.

Ein roter Moment.

Dunkel. Schwer. Blutgetränkt.

Und er konnte sich nicht bewegen. Konnte dem Schre-  
cken nicht entkommen. Konnte nur denken:

Was nützt es, zu kämpfen?

Es sind zu viele.

Runland war kein Kämpfer – und inmitten all des  
Lärms, des Lichts und des Bluts verstand er nicht sofort, was  
sich um ihn herum abspielte. Der Angriff wirkte heftig,  
chaotisch – aber nicht erfolgreich. Trotz ihrer Übermacht  
gelang es den Blutmenschen nicht, die besetzten Mauern  
von Larkas zu durchbrechen.

Sie begannen zurückzuweichen. Erst langsam, dann  
panisch. Sie wichen von den Wällen ab und drängten sich  
zum Haupttor – als könnten sie dort Schutz finden, als  
würden sie dort entkommen.

Ein Irrtum. Über dem Tor lauerten die Kessel – gefüllt  
mit brennendem Teer und kochendem Wasser. Was sich im  
Torbogen sammelte, wurde vernichtet.

Doch der Rückzug war kein Zeichen der Niederlage. Der  
Dunkle spielte nie mit nur einem Zug. Seine Werkzeuge  
waren zahlreich – und nicht alle trugen Waffen.

Benommen wandte Runland den Blick ab, weg vom  
Gemetzel. Und gerade deshalb war er der Einzige auf den  
Mauern, der es sah.

Zu seiner Rechten, unter ihm, begann sich das große  
Rad zu drehen.

Langsam, kraftvoll.

Das Tor von Larkas öffnete sich.

Von innen.

Durch die Hand des Verrats.



Gerand riss die Augen auf. Das Kreischen hatte ihn geweckt – scharf, metallisch, schrecklich vertraut. Die Torangeln.

Das Tor öffnete sich.

Er sprang auf. Für einen Moment konnte er nur starren.

Nicht schon wieder. Nicht von innen.

Langsam trat er aus dem Windschatten der Mauer, sein Blick tastete über den Boden. Die Wachen, die hier geblieben waren, lagen reglos da – sauber getötet, leise, ohne Alarm. Kehlen aufgeschlitzt. Augen weit offen.

Und dann sah er ihn.

Eine Gestalt, schwarz im Feuerschein, flüchtete ins Innere der Stadt.

Gerand zögerte nicht. Er bückte sich, griff nach dem Schwert eines Gefallenen, und ohne auch nur einen Blick zur Mauer zu werfen, setzte er dem Verräter nach.

Aber die Schritte reichten nicht.

Hinter ihm brach der Sturm los.

Ein Markerschütterndes Gebrüll erhob sich, als das Tor ganz aufschwang – und die Blutmenschen stürmten hindurch. Hunderte. Tausende.

Gerand wirbelte herum.

Und stand ihnen allein gegenüber.



Neria schlich durch die Schatten hinter dem Durstigen Wanderer, den Dolch an die Brust gepresst. Ihre Finger zitterten. Sie hatte keine Ahnung, wie man mit so etwas umging – aber wenn Blutmenschen in dein Haus einbrachen, war es klüger, etwas in der Hand zu haben.

Wie sie hereingekommen waren, darüber wollte sie jetzt

nicht nachdenken. Wie sie wieder hinauskommen würden, war nicht ihr Problem.

Was machte es schon für einen Unterschied? War das Leben als Gefangene schlimmer als das einer Ausgestoßenen? Beides war leer, beides kalt. Selbst der Tod hatte etwas Beruhigendes, fast Gleichgültiges.

Doch sie war jung – und Jugend gibt das Leben nicht so einfach her. Süß oder bitter, man will es doch kosten. Sie hatte Angst.

Sie hätte fliehen sollen. Den Hügel hoch, zu den Höhlen, wo die anderen Zuflucht suchten. Doch etwas hielt sie zurück.

Ein Gedanke, den sie nicht abschütteln konnte.

Jetzt stand sie still, hinter dem Stall, das Herz ein Hammerschlag. Der Dolchgriff war feucht in ihrer Hand. Sie lehnte sich an die Wand und schloss die Augen.

Jemand hatte das Tor geöffnet.

Und sie hatte gesehen, wer es war.

Nachdem der Junge mit dem dunklen Schwert, der sie niedergestoßen hatte, in die Schatten davongerannt war, war Neria ihm gefolgt – getrieben von einer Überzeugung, stärker als Angst oder Vorsicht.

Etwas in ihr musste sehen, was kommen würde.

Im Schutz der hoch aufragenden Mauern hatte sie beobachtet, wie er hinaufstieg, wie der Angriff begann – und wie sich das Tor öffnete.

Und sie sah das Gesicht desjenigen, der es geöffnet hatte.

Als das Tor sich weit aufschwang, hatte sich die Gestalt umgedreht und war in der Nacht verschwunden. Aber nicht schnell genug. Neria hatte sie verfolgt – den Dolch einer gefallenen Wache aus der Hand gerissen, ein Zwerg, der vom Wall gestürzt war.

Und nun war sie hier.

Im Schatten des Stalls vom Durstigen Wanderer,  
zitternd, unschlüssig.

Warum war sie ihm gefolgt?

Was ging sie Verrat in Larkas an?

Was ging sie ... ihn an?

Sie hätte gehen sollen.

Sie hassten sie alle. Und sie hatte niemanden. Kein  
Zuhause. Kein Recht, hier zu sein.

Warum riskierte sie ihr Leben für Menschen, die ihr nie  
eins gegeben hatten?

Es ist doch nicht so, als wäre dein Leben etwas wert, flüs-  
terte eine Stimme in ihrem Kopf.

Sie presste die Lippen zusammen, spürte den Dolchgriff  
in der Hand, kalt und feucht.

Dann schob sie die Stalltür auf.

Und trat hinein.



Runland lag benommen auf der kalten Erde. Ein Dröhnen  
füllte seine Ohren. Für einen Moment trieb er in einem  
formlosen Grau – ohne Erinnerung, ohne Gefühl. Dann, mit  
einem Lichtblitz, kehrte alles zurück. Langsam hob er den  
Kopf und starrte auf den Wehrgang, von dem er gefallen  
war – gestoßen vom taumelnden Körper eines Mannes, von  
Pfeilen durchsiebt.

Sein ganzer Körper schmerzte. Die Kälte der Luft und  
des Bodens kroch bis in die Knochen.

Mit großer Anstrengung richtete er sich auf. Und sah,  
was er nie für möglich gehalten hätte: Die Blutmenschen  
waren in Larkas.

Wie eine schwarze Welle ergossen sie sich durch das Tor  
– gesichtslos, seelenlos, ein Meer aus Hass, das alles auf  
seinem Weg mit Blut fortzuspülen suchte. Für einen Moment

wollte er fliehen – ob in Sicherheit oder mitten in den Angriff, wusste er selbst nicht. Doch dann erkannte er unter den Verteidigern ein vertrautes Gesicht.

»Da!«, rief er, übermannt von Erleichterung – und Freude. Er stürmte aus dem Schatten der Mauer, der Verteidigungslinie entgegen.

Soryn lag in seiner Hand, doch Runland nahm das Schwert kaum wahr. Er dachte nicht daran, es zu benutzen. Es war wie ein Schatten in der Nacht – verschwommen, ungreifbar, ein Hauch tödlicher Möglichkeit. Um ihn tobte das Gemetzel: Blutmenschen, Menschen, Zwerge – sie kämpften, fielen, starben. Doch Runland sah nichts davon. Wie ein Geist glitt er durch den Sturm des Todes. So dunkel und still, dass ihn niemand bemerkte.

Sein Blick galt nur einem: seinem Vater.

Gerand kämpfte allein. Augen und Schwert blitzten gleichermaßen. Er war mager und ausgezehrt, sein einst schwarzes Haar – so wie Runlands – war nun schneeweiß. Er wirkte müde, erschöpft bis in die Knochen, und deutlich älter, als Runland ihn in Erinnerung hatte. Blut klebte an ihm. Ob es sein eigenes war oder das seiner Feinde, ließ sich nicht sagen.

Nur noch ein paar Schritte – dann würden sich ihre Blicke begegnen ...

Da stellte sich ihm ein Blutmensch in den Weg. Ein hämisches Grinsen zerriss dessen entstelltes Gesicht, und Runland verlor Gerand aus den Augen. Mit einem Schrei holte er aus – ein wütender, impulsiver Hieb. Doch die Kreatur war bereit. Sie parierte mühelos, lachte, und ihre abgebrochenen Zähne blitzten gelb auf.

»Dummes Ding!«, zischte sie.

Runland erstarrte. Blutmenschen redeten nie. Nicht mit ihm. Nicht mit irgendwem. Er hatte geglaubt, sie könnten es gar nicht – dass solche abscheulichen Kreaturen keine Intel-



lizen brauchten. Aber das war falsch. Sie waren klüger, als ihr Äußeres vermuten ließ.

»Ihr kämpft auf der falschen Seite«, krächzte der Blutmensch – und lachte noch lauter, als er Runlands entsetzten, verwirrten Blick sah. »Ihr wisst es also nicht? Er hat einen Deal mit dem Herrn gemacht! Er hat euch alle verraten!«

Der Blutmensch hätte Runland auf der Stelle töten können – so fassungslos war er –, wenn nicht in diesem Moment das Schwert von Gerand Falkenstieg herabgesaut wäre, um das Leben seines Sohnes zu retten.

Lautlos fiel die Kreatur. Der Kopf rollte zur Seite. Und hinter der Leiche stand er.

Vater und Sohn sahen sich in die Augen.

Runland öffnete den Mund, wollte etwas rufen – doch die Worte erstickten auf seinen Lippen. Entsetzt starrte er seinen Vater an. Gerands Schwert glitt ihm aus den zitternden Händen. Und beinahe hätte Runland auch seines fallen lassen.

Ein Pfeil ragte aus der Seite des alten Mannes. Sein Gesicht war bleich, fast leblos, nur dunkle Blutstreifen zogen sich über Stirn und Wangen. Als er schwankte, fing Runland ihn auf – hilflos, unbeholfen.

»Stapfer ...«, flüsterte Gerand, mit einem Blick, der bereits ins Leere ging. »... Mondabend.«

Er hustete, griff nach Runlands Hand. Der Griff war schwach, aber verzweifelt fest.

»Was?«, fragte Runland. »Vater, ich verstehe nicht ...«

Da richtete sich Gerand ein letztes Mal auf. Seine Stimme war fest, wie aus alter Zeit.

»Am Mondabend ... wird die Geschichte von Tränen handeln. Vertrau nicht ...«

Die Stimme brach. Der Griff wurde schlaff.

»Wem soll ich nicht trauen? Was passiert am Mondabend?!«

Keine Antwort.

Runland kauerte neben dem leblosen Körper. Die Welt war stumm geworden. Er hörte die Rufe und Schreie nicht, sah nicht, wie die Blutmenschen schreiend aus Larkas vertrieben wurden. Nahm den Sieg nicht wahr.

Mit tauben Fingern löste er die Brosche seines Vaters – ein Schwert, umgeben von sieben Sternen – aus der Tunika. Er steckte sie ein, stand auf. Schwankte. Und floh in die Dunkelheit.



Die Nacht war still – und doch hatte Runland das Gefühl, das Rauschen aller Flüsse der Welt in seinen Ohren zu hören. Seine Schritte dröhnten auf dem Feldweg, der ins Nichts führte. Irgendwohin, nur weg.

Er dachte nicht. Oder besser: Er bemühte sich, es nicht zu tun. Dunkel, kalt, leer – wie die Nacht selbst. So zu sein war leichter, als sich dem zu stellen, was hinter ihm lag.

Ein Lichtstrahl fiel auf sein Gesicht. Blinzelnd blieb er stehen.

Er war am Hof des Durstigen Wanderers angekommen. Licht schimmerte aus den Ställen zur Rechten. Eine Tür stand offen.

Wie in Trance ging er darauf zu, die Hand am Griff seines Schwertes. Furcht regte sich in ihm – grundlos, aber echt. Die Trauer hatte ihn abgestumpft, machte ihn waghalsig. Angst verspürte er keine.

Doch als er durch die grobe Holztür trat, war jeder Gedanke verschwunden.

Neria Dornquell stand mitten im Stallgang. Ihre Augen weiteten sich, als sie ihn sah – aus Überraschung? Oder Erleichterung?

Ein Dolch lag ein paar Schritte links von ihr, blank und

## KAPITEL 1

sauber im Stroh. Vor ihren Füßen: ein hastig gescharrtes Loch. Ihr gegenüber – ein Mann, den Rücken zu Runland gewandt, gehüllt in einen dunklen Umhang. Eine Armbrust in der Hand. Auf Neria gerichtet.

Runland begriff das alles in einem Herzschlag.

Dann drehte sich der Mann um.

Und Runland sah in das Gesicht von Mal.

Sein engster Freund. Ohne Zögern hob er die Armbrust – und zielte direkt auf Runlands Herz...

**\*\*\* Ende der Leseprobe \*\*\***

*Du möchtest wissen, wie es weitergeht?*

*»Gefährten des Dunkels« erscheint am 31. Dezember 2025 bei Amazon  
als eBook und am 21.01.2026 als Taschenbuch.*

**PALINEAS Trilogie: Buch 1 – Aufbruch**



Erhältlich als eBook und Taschenbuch

**PALINEAS Trilogie: Buch 2 – Aufstieg**



Erhältlich als eBook und Taschenbuch

**PALINEAS Trilogie: Buch 3 – Auflösung**

## PALINEAS REIHE



Erhältlich ab 2026 als eBook und Taschenbuch

## Die verlorenen Chroniken von Eristria

*Die Vorgeschichte der PALINEAS-Trilogie*



Erhältlich als eBook und Taschenbuch

## CHRONIKEN DER MAGIE: *Kapitel 1 – Tod eines Magiers*



Erhältlich als eBook und Taschenbuch

